

EINE WELT



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 2 / JUNI 2020

Das DEZA-Magazin
für Entwicklung und
Zusammenarbeit

www.eine-welt.ch

PSYCHE UND TRAUMA

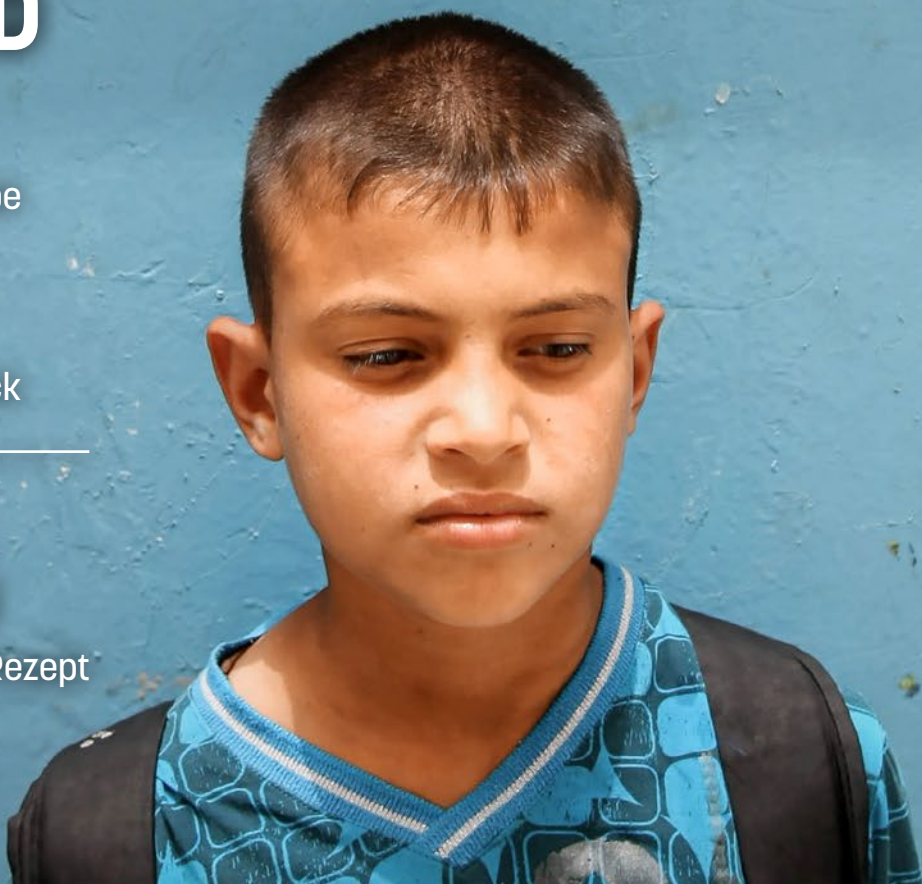
Eine vernachlässigte Zeitbombe

HAITI

Ein Land kommt nicht vom Fleck

KALKULIERENDE PHILANTHROPEN

«Effektive Altruisten» und ihr Rezept
gegen Armut



DOSSIER

PSYCHE UND TRAUMA



8

Eine vernachlässigte Zeitbombe

Psychische Krankheiten können Armut vergrössern, Leben verkürzen, die Entwicklung ganzer Länder hemmen – doch in der Internationalen Zusammenarbeit wird das Thema noch immer vernachlässigt

14

Lokale Pionierarbeit, globale Fürsprache

Die Schweiz engagiert sich mit konkreten Projekten vor Ort und auf globaler Ebene im Politikdialog

16

«Gewisse Dinge haben uns Entwicklungsländer voraus»

Der Psychiater Norman Sartorius, langjähriger Direktor der Division für psychische Gesundheit der WHO, im Interview

18

Grossmütter gegen Depressionen

In Simbabwe ist eine niederschwellige Methode zur Behandlung von Depressionen entstanden, die nun auch in den USA eingesetzt wird

19

Facts & Figures

Sie finden uns auch im Internet:

www.eine-welt.ch
www.un-seul-monde.ch
www.un-solo-mondo.ch
www.one-world-magazine.ch

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen. Deshalb geben nicht alle Beiträge notwendigerweise den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

DEZA



20

Wirkungsvoller und fokussierter

Die IZA-Botschaft 2021-2024 mit einem Interview mit Bundesrat Ignazio Cassis, Vorsteher des EDA

24

Überleben sichern am Golf

Im Süden Myanmars unterstützt die Schweiz gezielt Fischer und Bäuerinnen, deren Lebensunterhalt bedroht ist

27

Schnelle Reaktion auf Corona-Krise

Die DEZA reagiert zielgerichtet und unbürokratisch

HORIZONTE

HAITI



28

Demokratie kann man nicht essen

Trotz internationaler Hilfe kommt Haiti auch zehn Jahre nach dem desaströsen Erdbeben nicht vom Fleck

32

Aus dem Alltag von...

Geneviève Federspiel, Leiterin der Schweizer Mission und Zusammenarbeit

33

Aus Herausforderungen Chancen machen

Marie Yolène Philippeaux Scutt, Generalsekretärin des Verbands haitianischer Bürgermeisterinnen, über ihren Alltag

FORUM



34

Die kalkulierenden Philanthropen

Lässt sich – wie dies die «Effektiven Altruisten» propagieren – Armut alleine mit wirtschaftlichem Kalkül und wissenschaftlicher Evidenz besiegen?

37

Frauen und Filme – das passt

Carte blanche: Die Bosnierin Aida Begić über veränderte Rollenbilder bei Filmschaffenden

KULTUR



38

Ein Lastwagen gegen Kinderehen

In Marokko bringt eine Theaterbühne auf einem Lastwagen Schauspielkunst unter die Leute und sensibilisiert sie für die Gefahren von Kinderehen

3 Editorial

4 Periskop

41 Service

43 Fernsucht mit aMina Djahnine

43 Impressum

WENN DER NEBEL IM KOPF DAS LEBEN VERHÜLLT



Allgemeine Beachtung hat gegenwärtig die globale Notlage rund um die Corona-Krise, und die DEZA hat in Bern und den Partnerländern rasch darauf reagiert, wie Sie in dieser Ausgabe nachlesen können. Mehr denn je sind die Menschen in den Ländern, in denen wir aktiv sind, auf unsere Solidarität angewiesen, denn die Herausforderungen sind enorm. Zum einen gilt es, sie dabei zu unterstützen, die humanitären Folgen der Pandemie abzufedern, zum anderen geht es um die langfristige Stärkung der Systeme.

Doch auch die psychische Gesundheit der Menschen in Krisengebieten liegt mir sehr am Herzen, sie vermehrt zu thematisieren und ihr von Beginn an mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Psychische Unterstützung ermöglicht es, den Boden nicht unter den Füßen zu verlieren, sich besser in neuen Lebensräumen zu integrieren und sozial erneut Wurzeln zu schlagen. Psychische Krankheiten werden nicht immer wahrgenommen, vor allem dann nicht, wenn Katastrophen einem als Helfer die Sicht verdecken, und lebensrettende Massnahmen in den Vordergrund rücken.

Zu oft habe ich in die leeren Augen von Betroffenen geschaut: gefolterte Gefangene, sexuell missbrauchte Frauen und Männer, Mütter, die jahrelang hoffnungsvoll, doch oft vergebens auf ihre vermissenen Söhne und Männer warteten. Kindersoldaten, denen nicht nur die Jugend, sondern auch ihr psychisches Gleichgewicht geraubt wurden; Vertriebene, die Horrorszene ihrer Flucht und die Trennung ihrer Familien zu überwinden versuchten; alle diese Bilder begleiten mich.

Das 3. Ziel der Agenda 2030 setzt die Gesundheit und das Wohlergehen der Menschheit ins Zentrum. Die Stärkung der Psyche und die erfolgreiche Verarbei-

tung von Traumata erhalten trotz beeindruckender Fortschritte noch immer einen zu tiefen Stellenwert. Die Folgen sind oft jahrelang und generationenübergreifend spürbar, doch vielfach unsichtbar. Unterstreichen möchte ich, dass lokale Akteure absolut unerlässlich sind, wenn es darum geht, Resultate zu erzielen, vor allem dort, wo professionelle psychologische Betreuung nicht an erster Stelle der Gesundheitsstrategien figuriert, und wo es chronisch an Ressourcen mangelt.

Des Weiteren dürfen wir psychische Stärke und die Robustheit der Helfer keinesfalls als selbstverständlich ansehen. Nur wer sich in stressbedingten Situationen zurechtfindet, kann auch andern wirkungsvoll zur Seite stehen. Das passiert nicht einfach so. Es braucht dazu Strukturen und eine Betreuung, welche diesen Stress aufzufangen vermögen.

Die Artikel dieser Ausgabe verschaffen unseren Leserinnen und Lesern ein gutes Bild davon, wie vielfältig und wie engagiert die Schweiz und die DEZA sich dem Thema Psyche/Trauma und Entwicklung annehmen und Einfluss ausüben. Gesundheit ist einer der fünf Globalschwerpunkte der Internationalen Zusammenarbeit. Bereits Ende 2019 haben wir über die Ausrichtung der IZA-Botschaft 2021-24 berichtet. In der Zwischenzeit wurde sie vom Gesamtbundesrat gutgeheissen und liegt dem Parlament vor. Lesen Sie in dieser Ausgabe mehr darüber.

Als neue DEZA-Direktorin und Nachfolgerin von Manuel Sager freue ich mich, Teil der Umsetzung dieser Strategie zu sein. Sie hat die Bedürfnisse der Menschen im Fokus und behält dabei die Interessen und den Mehrwert der Schweiz im Auge. Herzlichen Dank für ihr grosses Engagement all denen, welche sie bislang mitgestaltet haben. Ich wünsche mir, dass nicht bloss unsere treuen Leserinnen und Leser, sondern alle Schweizerinnen und Schweizer stolz auf unsere Entwicklungszusammenarbeit sind, sie verstehen und zu ihrem Gelingen beitragen.

Patricia Danzi
Direktorin der DEZA



SCHMETTERLINGE BRINGEN EINKOMMEN

(sch) Costa Rica ist ein Hotspot der Biodiversität und hat schon früh auf Ökotourismus als wichtigen Wirtschaftszweig gesetzt. Die mehr als 15 000 Schmetterlings- und Mottenarten sind ein ökologischer Reichtum, der sich auszahlt: Rund 400 Familien verdienen heute ihren Lebensunterhalt mit dem Züchten von Schmetterlingen. Die Züchterinnen, vorwiegend Frauen, kommen meist aus strukturschwachen Gegenden mit wenig Jobmöglichkeiten. Die Schmetterlingszucht ist lukrativ und auch für Menschen mit niedriger Bildung zugänglich. Für den Export gibt es spezialisierte Unternehmen. «Costa Rica Entomological Supply» (CRES) zum Beispiel verschickt wöchentlich 30 000 Schmetterlingskokons. Hauptabnehmer sind zoologische Gärten in den USA, Europa und Russland. Mehr als 80 verschiedene Arten werden heute gezüchtet. Darüber hinaus wird auch dazu beigetragen, dass die Schmetterlingsvielfalt in Costa Rica erhalten bleibt.

GLOBALE ANLEGER FÜR KLEINBAUERN

(cz) Schätzungen zufolge gibt es in Afrika, Asien und Lateinamerika mindestens 270 Millionen Kleinbäuerinnen und Kleinbauern, die zwischen 70 und 80 Prozent der Welternährung produzieren. Doch besonders in ärmeren Ländern fehlt vielen von ihnen das nötige Kapital zur Entwicklung: Es fehlt der Zugang zu erschwinglichen und langfristigen Krediten, durch die sie in ihre Betriebe investieren und die Produktivität steigern könnten. Diese Finanzierung soll nun ein neuer Fonds ankurbeln, indem er Anlagen für ein breiteres Spektrum von Investoren anbietet. Der IDH Farmfit Fund wurde im Januar 2020 durch die Sustainable Trade Initiative der niederländischen Regierung initiiert und wird von unterschiedlichsten Partnern unterstützt – darunter Entwicklungsbanken, Regierungen, Geschäftsbanken und andere Unternehmen. Der Fund ist nach eigenen Angaben der bislang grösste Impact Fund für Kleinbauern und soll längerfristig Kapital im Wert von über einer Milliarde Euro mobilisieren.

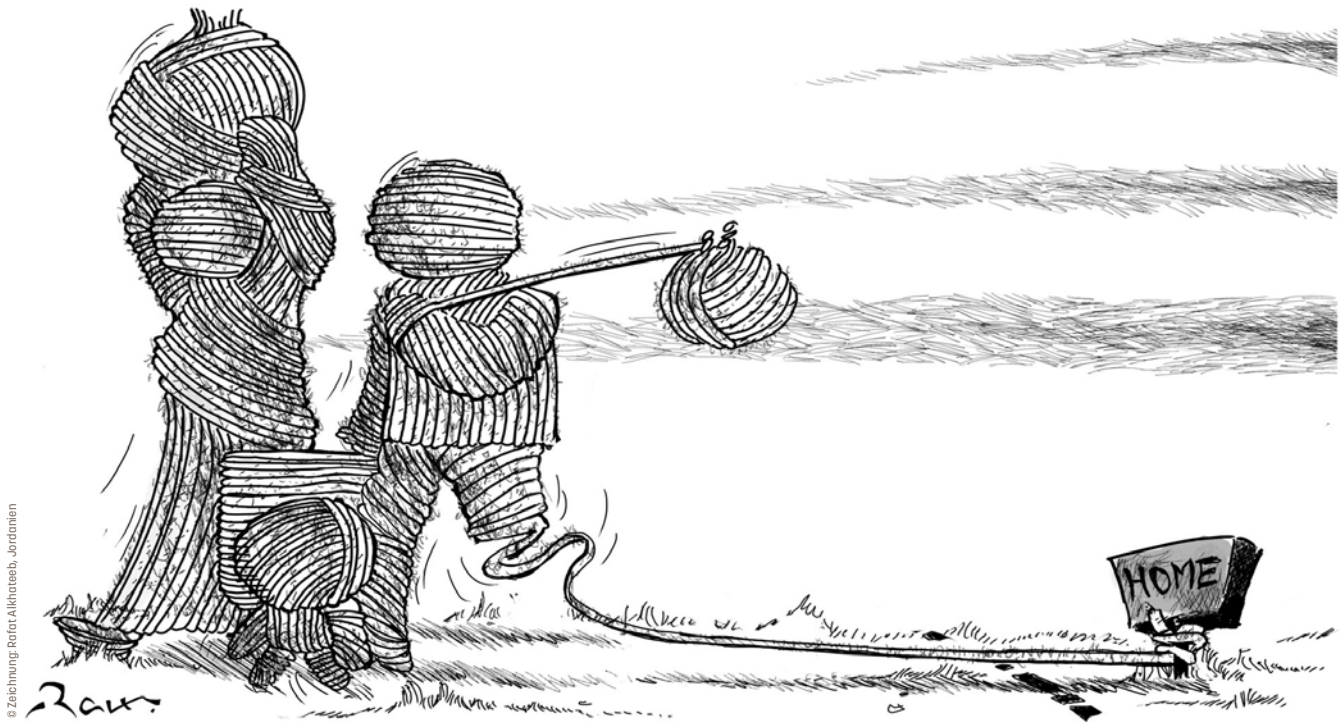
FRÜHERKENNUNG AM HANDGELENK

(cz) Tragbare Gadgets wie Smartwatches können bei der Früherkennung von Epidemien helfen. Zu diesem Schluss kommt eine Studie des medizinischen Forschungsinstituts Scripps. Die Forschenden fanden heraus, dass die mit dem Gerät generierten Daten (wie zum Beispiel die Herzfrequenz) das Potenzial haben, das Ausmass einer grippeähnlichen Krankheit innerhalb einer Bevölkerung vorherzusagen. Dafür analysierten sie die Daten von 200 000 Nutzerinnen und Nutzern des Fitness-Trackers Fitbit – eines tragbaren Geräts, welches die Fitnessaktivitäten einer Person verfolgt. «Auch wenn diese Daten nur von einem kleinen Prozentsatz der Bevölkerung erhoben werden, könnten sie als zusätzliches Frühwarnsystem für grippeähnliche Ausbrüche dienen», sagte Jennifer Radin, eine der Studienautorinnen. Auf die Frage, ob der Preis für tragbare Geräte nicht ein Hindernis für deren weltweiten Einsatz sein könne, antwortet sie: «Der Preis wird in Zukunft weiter sinken, was die tragbaren Geräte allgegenwärtiger machen wird.»

INNOVATIVE ANTIBIOTIKA-PLATTFORM

(bf) In Entwicklungs- und Schwellenländern nehmen antibiotikaresistente Mikroorganismen in Nutztieren stark zu. Diese Länder haben oft nur wenig Kapazitäten, um den Gebrauch von Antibiotika und Resistenzen auf den Bauernbetrieben zu überwachen. Zudem ist die Anwendung von Antibiotika meist schlechter reglementiert und dokumentiert als in reichen Industrienationen. Nun zeigt ein internationales Forschungsteam unter Federführung der ETH Zürich erstmals auf, wo der Handlungsbedarf am grössten ist. Für ihre Studie sammelten Forschende der ETH, der Princeton University und der Freien Universität Brüssel tausende von Publikationen sowie unveröffentlichte Berichte von Tiermedizinerinnen aus aller Welt. Auf Basis dieser Daten generierten die Forschenden sogenannte Resistenzverbreitungskarten, welche sie auf der eigens dafür geschaffenen und frei zugänglichen Webplattform resistancebank.org zur Verfügung stellen. Dort können beispielsweise Tiermediziner oder Behörden neue Daten über Antibiotikaresistenzen in ihren Regionen hochladen und mit anderen Interessierten teilen.





VORAUSSGESAGTE WASSERKONFLIKTE

(zs) Rund um Wasser entstehen weltweit, und insbesondere in Afrika und im Mittleren Osten, zunehmend Konflikte. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von sechs Organisationen haben nun das Frühwarnsystem «Wasser, Frieden und Sicherheit» (WPS Global early warning Tool) entwickelt. Es verarbeitet Umweltvariablen wie Trockenperioden und Niederschlagsmengen, aber auch politische, soziale, wirtschaftliche und demografische Parameter einer Region, um daraus entstehende Konflikte rund ein Jahr vorher vorauszusagen und politisch Verantwortliche und Organisationen vorzubereiten. Dieses Jahr werden Konflikte in Indien, Pakistan, Irak, Iran, Nigeria und Mali vorausgesagt. Die UNO geht davon aus, dass bis 2050 fast fünf Milliarden Menschen unter Wassermangel leiden werden, was die Spannungen zwischen ländlicher und urbaner Bevölkerung und ihren Behörden erhöhen dürfte.

NACHHALTIGE HÄUSER STATT VERSCHLÄGE

(sch) Mehr als 3,5 Millionen Menschen in Südafrika verdienen zu viel, um Anspruch auf eine staatliche Sozialwohnung zu haben, aber zu wenig, um auf dem privaten Immobilienmarkt eine sichere Unterkunft zu finden. Viele vorwiegend schwarze Südafrikanerinnen und Südafrikaner leben deshalb in informellen, selbstgebauten Verschlägen, oft ohne Strom und fließendes Wasser. Der Jungunternehmer Nhlanhla Ndlovu ist selbst im Johannesburger Township Soweto in prekären Verhältnissen mit zwölf Familienmitgliedern aufgewachsen. Nun reißt er mit seinem Start-up

«Hustlenomics» gefährliche «Shacks» ab und ersetzt sie durch einfache, mit dauerhaften Materialien gebaute Häuser. Diese kosten je rund 6000 Franken und sind mit Strom- und Wasseranschlüssen ausgestattet. Die Bewohner bezahlen eine Miete, mit welcher die anfänglichen Investitionen zurückbezahlt werden. Die Ziegel werden aus Bauschutt und Zement selbst hergestellt; in nur einem Monat ist ein Haus aufgestellt. Über 30 «Hustlenomics»-Häuser stehen bereits in Soweto. Das Unternehmen erhielt mehrere Preise für soziales und ökologisches Engagement.



DOSSIER PSYCHE UND TRAUMA

EINE VERNACHLÄSSIGTE ZEITBOMBE SEITE 8
LOKALE PIONIERARBEIT, GLOBALE FÜRSPRACHE SEITE 14
«GEWISSE DINGE HABEN UNS ENTWICKLUNGSLÄNDER VORAUSS» SEITE 16
GROSSMÜTTER GEGEN DEPRESSIONEN SEITE 18
FACTS & FIGURES SEITE 19



Eine Ärztin im Gespräch mit einer vergewaltigten Frau in einem Spitalzentrum in Butembo in der Demokratischen Republik Kongo

© Jens Grossmann/laif

EINE VERNACHLÄSSIGTE ZEITBOMBE

Psychische Krankheiten können Armut vergrössern, Leben verkürzen und die Entwicklung ganzer Länder hemmen. Dennoch wird das Thema in der Internationalen Zusammenarbeit noch immer vernachlässigt. Wieso das so ist und weshalb doch Hoffnung besteht, zeigen Erfahrungen aus drei ganz unterschiedlichen Ländern.

Text: Christian Zeier

Es ist Freitag Abend, kurz vor fünf, als auf einem gut gesicherten Industriegelände in der Nähe des Flughafens Mogadischu die erste Psychoedukations-Gruppe in der Geschichte Somalias zusammenkommt. Sechzehn Männer und Frauen sitzen auf bunten Kissen und Teppichen in einem grossen Kreis am Boden, zwischen ihnen Tee in Pappbechern und Schokokuchen auf Servietten. Die Schuhe haben sie ausgezogen, ihre Smartphones sind im Flugmodus, die ganze Aufmerksamkeit gilt einer Frau in ihrer Mitte, die mit ruhiger Stimme Anweisungen erteilt. «Schreibt eure grössten Sorgen auf einen Zettel», sagt Kursleiterin Rowda Olad. «Was hat euch in letzter Zeit am meisten gestresst?»

Die meisten Anwesenden sind um die dreissig, sie arbeiten für die Regierung oder internationale Organisationen, tragen modische Kleider, die Männer Jeans und Hemden, die Frauen lange Kleider und bunte Kopftücher. Sie sind hier, um etwas über sich selbst zu erfahren: Psychoedukation ist die Vermittlung von Wissen zur Bewältigung psychischer Krankheiten. «Ihr könnt hier über eure Schwierigkeiten sprechen, ohne dass euch jemand verurteilt», erklärt Rowda Olad der Gruppe. Als sie die Sorgen der Anwesenden einsammelt und anonymisiert vorlesen lässt, tun sich Abgründe der menschlichen Psyche auf.



«Morgens schaffe ich es kaum, aus dem Haus zu gehen», liest ein Mann im karierten Hemd. «Ich habe jeden Tag Angst, getötet zu werden», liest eine Frau mit türkischem Kopftuch. Weitere Äusserungen: «Die Bomben machen mir Angst»; «Ich fürchte mich vor den Explosionen»; «Manchmal bin ich vor Angst wie gelähmt.» Bomben, Angst, Explosionen – so geht es weiter bis zum Schluss.

Als alle Sorgen vorgelesen sind, herrscht Stille. Kein Lachen mehr, kein Tuscheln, nur hin und wieder sind in der Ferne Gewehrschüsse zu hören. «Wir müssen lernen, über unsere Ängste zu reden», sagt Rowda Olad dann. «Nur so kann

dieses Land je wieder zur Normalität finden.»

«Nullkomma Null Unterstützung» in Somalia

Somalia, so hat es die Weltgesundheitsorganisation vor einigen Jahren geschätzt, weist eine der höchsten Dichten an psychischen Krankheiten weltweit auf. Psychosen, Schizophrenie, Bipolare Störungen, Paranoia, Depressionen und Posttraumatische Belastungsstörungen – das sind die häufigsten Diagnosen im Bericht der WHO. Jede dritte Person soll davon betroffen sein. Die

Ursachen reichen von Armut über Arbeitslosigkeit und Drogenmissbrauch bis hin zu Krieg, Terror und einem Leben in ständiger Angst. «Die massiven psychischen Probleme werden unsere Gesellschaft noch Jahrzehnte prägen», sagt Rowda Olad.

Das privat geführte Habeeb Mental Hospital ist eine von ganz wenigen Institutionen in Mogadischu, in denen Menschen mit psychischen Krankheiten Unterstützung erhalten.

© Jan Grarup/laif



AMBITIONIERTER SONDERINITIATIVE

Im Rahmen der neuen Sonderinitiative für psychische Gesundheit will die Weltgesundheitsorganisation bis 2023 die Grundversorgung bei psychischen Erkrankungen auf 100 Millionen Menschen in 12 Schwerpunktländern ausweiten. Ziel ist es, der gesamten Bevölkerung dieser Länder nachhaltig eine hochwertige und erschwingliche psychische Gesundheitsversorgung anzubieten. Für die vollständige Umsetzung der Initiative will die WHO 60 Millionen Dollar über fünf Jahre beschaffen.



Das sieht auch Doktor Habeeb so. Der Mann, der eigentlich Abdirahman Ali Awale heisst, hat das grösste Psychiatriennetzwerk Somalias aus dem Boden gestampft und unzählige Fachkräfte ausgebildet. «Die psychischen Probleme haben weitreichende Konsequenzen für unsere Gesellschaft», sagt er. Das Leben der meisten Menschen in Mogadischu habe sich deutlich verbessert in den letzten Jahren, doch damit der Wiederaufbau erfolgreich sein könne, brauche es mehr Spezialisten, Therapien und Gesprächsgruppen – mehr Geld für psychiatrische Dienste im ganzen Land. Fragt man ihn nach der Unterstützung für seine Zentren durch den Staat oder durch internationale Entwicklungsgelder, lacht der Doktor nur. «Null», sagt er dann. «Exakt nullkommanull null null.»

Tatsächlich stehen die Mittel, die in die psychische Gesundheit der Somalierinnen und Somalier investiert werden, in einem krassen Missverhältnis zur Bedeutung des Problems. Laut Weltgesundheitsorganisation gab es 2017 im ganzen Land nur fünf Psychiatrien und drei ausgebildete Psychiater. «Weder für die Regierung noch für die ausländischen Geldgeber hat die psychische Gesundheit Priorität», sagt Rowda Olad. Sollte Somalia endlich zur Ruhe kommen, davon ist sie überzeugt, würden die inneren Wunden der Gesellschaft erst richtig

zum Vorschein kommen. «Wir sitzen auf einer Zeitbombe. Und die meisten hier haben das noch nicht einmal gemerkt.»



Rowda Olad (oben) ist aus den USA nach Somalia zurückgekehrt, um ihre Heimat im Kampf gegen psychische Krankheiten zu unterstützen. Doktor Habeeb (rechts) hat aus Eigeninitiative die grösste Psychiatrie-Kette des Landes aufgebaut.

© Kristiina Markkanen/Finn Church Aid
© UN Photo/Omar Abdissalan

Die massive Unterversorgung in Somalia ist ein extremes Beispiel für ein weit verbreitetes Problem. Psychische Krankheiten wie etwa Psychosen, Depressionen oder Traumata haben in allen Weltregionen schwere negative Folgen für die öffentliche Gesundheit; ein Expertengremium der Lancet-Kommission für psychische Gesundheit hat 2018 berechnet, dass der Weltwirtschaft zwischen 2011 und 2031 rund 16.1 Billionen US-Dollar verloren gehen dürften. Besonders in ärmeren Ländern tragen psychische Krankheiten zudem zur Verschlimmerung anderer Krankheiten bei, vergrößern die Armut oder reduzieren die Lebenserwartung von Betroffenen und deren Kindern. «Jeder vierte Mensch erlebt in seinem Leben eine psychische Erkrankung», sagte UNO-Generalsekretär António Guterres 2018 in einer Rede. «Dennoch bleibt das Thema weitgehend vernachlässigt.»

Das sieht auch Erika Placella, Vizechefin des Globalprogramms Gesundheit der DEZA, so. «Die globalen Investitionen in die psychische Gesundheit entsprechen in keiner Art und Weise ihrer Bedeutung», sagt sie und ordnet diese Vernachlässigung in dem grösseren Kontext der Nichtübertragbaren Krankheiten (NCD) ein. Diese beinhalten neben psychischen Erkrankungen etwa Diabetes, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebs oder chronische Atemwegserkrankungen und sind jährlich für 40,5 Millionen oder fast 70 Prozent aller Todesfälle weltweit verantwortlich.

Irritierendes Missverhältnis

Weil die Krankheiten unter anderem durch ungesunde Lebensweisen wie Tabak- und Alkoholkonsum oder körperliche Inaktivität entstehen können,

wurde lange Zeit angenommen, dass es sich bei NCD um sogenannte «Wohlstandskrankheiten» handelt, die in erster Linie ein Problem der reicheren Länder sind. Tatsächlich aber betreffen laut WHO mehr als drei Viertel aller Todesfälle mit NCD-Bezug Entwicklungsländer. Zu ihrer Bekämpfung werden jedoch nur zwei Prozent aller Entwicklungsgelder im Gesundheitsbereich aufgewendet.

Dieses Missverhältnis lässt sich laut Gesundheitsforscher Luke Allen von der Universität Oxford auf mehrere Gründe zurückführen. In einem Artikel für das «Journal of Global Health Perspectives» schreibt er, dass NCDs weniger emotional aufgeladen seien als andere Krankheiten und weitgehend als nicht infektiös und sogar selbst auferlegt wahrgenommen würden. Zudem sei es schwierig, die Kosten einer Nichtintervention aufzuzeigen, während es oft lange dauert, bis sich Resultate von Interventionen einstellen. Und: Die Ursachen von NCDs sind oft so komplex, dass ihre Behandlung einen ganzheitlichen Ansatz benötigt, der mehrere Fachgebiete beinhaltet. Was das in der Praxis bedeutet, zeigt sich etwa in Irbid, im Norden Jordaniens.

Kein isoliertes Problem in Jordanien

Jordanien ist ein stabiles Land inmitten einer Konfliktregion. Im Norden und Nordosten liegen Syrien und Irak, im Westen die besetzten palästinensischen Gebiete und Israel. Diese Konstellation hat dazu beigetragen, dass in den letzten Jahrzehnten Hunderttausende Menschen aus den Nachbarländern in Jordanien Zuflucht gefunden haben. Die nördliche Stadt Irbid etwa, nur 20 Kilometer von der syrischen Grenze entfernt, wurde bald nach Kriegsbeginn zum Ballungsraum geflohener Menschen aus Syrien. Deshalb richtete die NGO Ärzte ohne Grenzen (MSF) hier im Jahr 2014 eine Klinik für syrische Flüchtlinge mit nichtübertragbaren Krankheiten ein.

Nur zwei Jahre später kam eine eigene Abteilung für psychische Gesundheit



hinzu. «Wir haben bald gemerkt, dass es bei unseren Patienten auch ein Bedürfnis nach psychologischer und psychiatrischer Unterstützung gibt», sagt Ali Abu Saqer, der das Pflgeteam in der MSF-Klinik leitet. «Deshalb bieten wir heute ein umfassendes Behandlungsangebot an.» Konkret heisst das: Patientinnen und Patienten kommen wegen NCDs wie zum Beispiel Herzerkrankungen oder Diabetes in die Klinik und werden dann je nach Bedürfnis an die Abteilung für psychische Gesundheit überwiesen. Hier erhalten sie in Einzel- oder Gruppenberatungen psychosoziale Unterstützung in vertraulichem Rahmen.

«Die Beschwerden sind oft untrennbar miteinander verbunden», sagt Ali Abu Saqer. Sein Kollege Ahmed Bani Mufarij, der in der MSF-Klinik Beratungsgespräche mit Patientinnen und Patienten führt, hat schon oft erlebt, dass etwa der Bluthochdruck auf Angstzustände zurückzuführen ist. «Die Ursache ist also psychisch, nicht physisch», sagt er. In den Beratungsgesprächen zeige er Betroffenen auf, wie sie über ihre Schwierigkeiten sprechen und mit ihnen umgehen können. Ist eine psychiatrische Abklärung nötig, werden die Patientinnen und Patienten an Partnerinstitutionen überwiesen.

Es trifft nicht nur Flüchtlinge

Wenn auch in einem anderen Ausmass als in Somalia, offenbart sich in Jordanien ein Missverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot. Obschon ein Viertel der Bevölkerung psychosoziale Unterstützung benötigt, kommen auf 100 000 Einwohner gerade mal zwei Psychiater und 0,27 Psychologen. In und um Irbid, der drittgrössten Stadt des Landes, empfängt ein einziger staatlich angestellter Psychiater Patienten. «Daneben gibt es private Anbieter», sagt MSF-Mitarbeiter Ahmed Bani Mufarij. «Wegen der hohen Kosten ist das für unsere Patienten aber keine Option.» Weil sich auch viele Einheimische keine teure Behandlung leisten können, werden in der MSF-Klinik zusätzlich sozial schwächere

Jordanierinnen und Jordanier behandelt.

Ein Grossteil der Entwicklungsgelder, die heute in die psychische Gesundheit investiert werden, fliesst in den humanitären Bereich und in Konfliktländer. Die Problematik jedoch betrifft genauso ärmere Länder ohne Konflikte und solche, die Konflikte hinter sich haben. Konkret: Nicht nur geflohene Syrerinnen und Syrer kämpfen mit psychischen Problemen, sondern auch Jordanierinnen und Jordanier, die nie einen Krieg erlebt haben. «Natürlich kommen bei den Menschen aus Syrien zusätzliche Stressoren wie der Krieg oder stärkere finanzielle Probleme dazu», sagt MSF-Mitarbeiter Ahmed Bani Mufarij. «Was ihre Probleme angeht, unterscheiden sich die beiden Bevölkerungsgruppen aber nicht so stark.»

Ebenfalls kaum Unterschiede gibt es beim Thema Stigmatisierung. «Psychische Krankheiten werden in allen Ge-

sellschaften stigmatisiert, auch bei uns», sagt der jordanische MSF-Mitarbeiter Ali Abu Saqer. Vor allem in ländlicheren Gegenden sei es üblich, dass Personen mit schweren psychischen Problemen als Verrückte wahrgenommen würden. Das erschwere nicht nur der betroffenen Person das Leben, sondern auch deren Familie. «Wenn mich die Leute als verrückt ansehen, wird niemand meine Tochter heiraten wollen», so der Leiter des Pflgeteams. Diese Wahrnehmung führe dazu, dass Betroffene Angst davor hätten, sich in Behandlung zu begeben.

Abnehmende Stigmatisierung

Zumindest in den städtischen Gebieten Jordaniens habe diese Stigmatisierung abgenommen, erklärt der MSF-Mitarbeiter. Und auch bei den eigenen Patientinnen und Patienten erkenne er ein Umdenken. «Menschen, die bei der ersten Sitzung höchst skeptisch sind, öffnen sich bereits in der zweiten oder dritten





Hunderttausende Syrerinnen und Syrer sind in den letzten Jahren nach Jordanien geflohen (Bild unten). In Irbid, im Norden des Landes, betreibt die NGO Ärzte ohne Grenzen eine Klinik, in der Geflohene auch über ihre psychischen Probleme sprechen können.

© MSF/Hussein Amri
© Cheng Chunxiang Xinhua/eyevine/laif

völlig», sagt Ali Abu Saqer. «Und wenn unsere Patienten realisieren, dass wir ihnen helfen können, erfahren das auch ihre Bekannten und Verwandten.»

Auch Erika Placella vom Globalprogramm Gesundheit der DEZA sieht trotz aller Kritik viel Positives beim Rückblick auf die letzten zehn Jahre. Auf gesell-

schaftlicher Ebene sei in vielen Ländern das Stigma der psychischen Erkrankungen kleiner und die Akzeptanz grösser geworden. Im medizinischen Bereich habe man grosse Fortschritte gemacht, verstehe biologische Ursachen sowie Risikofaktoren besser und verfüge über weiterentwickelte Behandlungsmöglichkeiten. Und auch auf Ebene der glo-



GESCHLECHTSBEZOGENE GEWALT

Ein wichtiger Teilaspekt der psychischen Gesundheit ist die Thematik der geschlechtsbezogenen Gewalt. Mehr als ein Drittel aller Frauen weltweit haben in ihrem Leben physische oder sexuelle Gewalt erlebt, was dramatische Auswirkungen auf ihre Gesundheit haben kann. In Jordanien unterstützt die DEZA deshalb ein Projekt der Hilfsorganisation IRC, das sich dem Kampf gegen geschlechtsspezifische Gewalt verschrieben hat. Ziel ist es, die Widerstandsfähigkeit der Betroffenen zu stärken. Frauen und Mädchen, die unter Gewalt leiden oder litten, erhalten individuelle Beratung, Rechtsbeistand oder finanzielle Unterstützung. Wenn nötig und möglich, wird eine Familienberatung oder Mediation durchgeführt.

SCHWEIZER ENGAGEMENT LOKALE PIONIERARBEIT, GLOBALE FÜRSPRACHE

(cz) Als eines von wenigen Ländern engagiert sich die Schweiz gleichzeitig mit konkreten Projekten vor Ort für die psychische Gesundheit und im Politikdialog auf globaler Ebene. «Diese Kombination ist unsere grosse Stärke», sagt Erika Placella, Vizechefin des Globalprogramms Gesundheit der DEZA. «Wir zeigen auf lokaler Ebene, was funktioniert, und können dadurch glaubwürdig mehr Unterstützung für das Anliegen der psychischen Gesundheit fordern.» Gehe es um Themen wie Suizidprävention, Betreuungsmodelle oder Reintegration könne die Schweiz eine grosse Expertise einbringen.

Das Hauptengagement der DEZA im Bereich der psychischen Gesundheit liegt auf der Förderung von Reformen im Bereich der psychischen Gesundheit. Neben der Psychiatriereform in Bosnien und Herzegowina (siehe Haupttext) unterstützt die Schweiz seit 2013 die Republik Moldau und seit 2018 die Ukraine bei der Umgestaltung ihrer Gesundheitssysteme. Ziel ist ein besserer Umgang mit psychischen Krankheiten – bei der Prävention aber auch bei den Behandlungsmöglichkeiten und dem Zugang zu diesen.

Basierend auf dieser Pionierarbeit setzt sich die Schweiz auf globaler Ebene für eine bessere Unterstützung der psychischen Gesundheit ein. «Wir betreiben eine Art Gesundheitsdiplomatie», sagt Erika Placella. An globalen und regionalen Foren lege man dar, wieso das Thema wichtig ist und wieso auch andere Geldgeber in die psychische Gesundheit ärmerer Länder investieren sollten. Unter anderem ist so in Zusammenarbeit mit der Weltgesundheitsorganisation die «Sonderinitiative für psychische Gesundheit» entstanden, welche im Oktober 2019 am WHO

Mental Health Forum in Genf lanciert wurde. Das Engagement der Schweiz stehe für Qualität und ziehe so andere Geberländer an, sagt Erika Placella. «Obwohl wir klein sind, können wir mittels Hebelwirkung unsere Wirkung vergrössern.»

Daneben unterstützt die DEZA in verschiedenen Ländern Projekte, die zur Verbesserung der psychischen Gesundheit beitragen – etwa in Niger, Burkina Faso, Bangladesch oder Kambodscha. In der Region der Grossen Seen (Ruanda, Burundi und Demokratische Republik Kongo) unterstützt die Schweiz seit 2010 Opfer geschlechtsspezifischer Gewalt mit psychologischer, medizinischer und sozialer Hilfe.

Zudem versucht die DEZA vermehrt, themenübergreifend psychosoziale Aspekte in ihre Arbeit einfließen zu lassen. Durch die Beschäftigung mit den persönlichen Hintergründen der Zielgruppen sollen Entwicklungshindernisse erkannt und überwunden werden, was wiederum zu nachhaltigeren Resultaten führt. In diesem Sinn hat die DEZA in Honduras ein Pionierprojekt zur Förderung des Kakaoanbaus lanciert, bei dessen Ausgestaltung auch die psychosoziale Situation der Betroffenen, ihre Ängste und Geschichten mit einbezogen wurden.

balen Politik sei einiges erreicht worden. «Man könnte sagen, dass es die psychische Gesundheit auf die Tagesordnung der internationalen Gemeinschaft geschafft hat», sagt Erika Placella.

So hat etwa die WHO die psychische Gesundheit als Priorität festgelegt und will mit einer Sonderinitiative bis 2023 die flächendeckende Gesundheitsversorgung im Bereich psychische Gesundheit in zwölf Schwerpunktländern realisieren. Zu dieser Initiative trägt auch die Schweiz bei (siehe Kasten links). Und ein von der DEZA unterstütztes Pionierprojekt zeigt, wohin der Weg führen könnte.

Pionierprojekt in Bosnien

Vor dem Krieg gab es in Bosnien und Herzegowina kein einziges Zentrum für psychische Gesundheit – heute sind es 72 im ganzen Land. Diese Entwicklung ist das Resultat einer 1996 begonnenen Reform im Bereich der psychischen Gesundheit, die seit fast zehn Jahren von der Schweiz unterstützt wird. Während acht Jahren haben zudem die Kantone Bern, Jura, Genf und Fribourg die Reform mit Expertise unterstützt.

Die Stigmatisierung psychisch kranker Personen konnte reduziert werden, das Behandlungsangebot in der Grundversorgung wurde ausgebaut sowie dezentralisiert, und für die Menschen wurde es einfacher, nahe gelegene Hilfe zu erhalten. Zudem wird das neue System nicht von externen Geldgebern getragen, sondern nachhaltig vom staatlichen Budget. Auch wenn längst nicht alles perfekt ist: Innert zwei Jahrzehnten hat sich Bosnien und Herzegowina in Sachen psychischer Gesundheit vom Entwicklungsland zum Vorbild gewandelt. Wie war das möglich?

«Auf diese Frage gibt es keine einfache Antwort», sagt Maja Zaric, die den Prozess als Programmverantwortliche und Beraterin für Entwicklungspolitik auf der Schweizer Botschaft in Sarajewo eng begleitet hat. Erstens sei die Reform nicht von externen Geldgebern initiiert



worden, sondern vom Land selbst. Die Behörden hatten also von Beginn weg ein starkes Interesse am Gelingen der Reform. Das wiederum hat stark mit dem zweiten Erfolgsfaktor zu tun: den äusseren Bedingungen. Als die Reformen eingeleitet wurden, hatte Bosnien und Herzegowina einen zerstörerischen Krieg hinter sich, es gab viele psychisch angeschlagene Kriegsveteranen, auseinandergerissene Familien und Nachkriegstraumata. «Die Behörden realisierten, dass das bestehende Gesundheitssystem mit diesen Herausforderungen nicht zurechtkommen wird», sagt Maja Zaric. Daraus entstand das Ziel, die Hospitalisierungen von Menschen mit psychischen Problemen zu reduzieren und die grossen psychiatrischen Anstalten durch kleinere, gemeindebasierte Institutionen zu ersetzen.

Multidisziplinäre Teams

Einen dritten Erfolgsfaktor sieht DEZA-Mitarbeiterin Maja Zaric in der Kombination von ausländischem Fachwissen und bestehenden Kapazitäten im Land. Die Neuerungen seien gemeinsam entstanden und nicht von externen Akteuren implementiert und dann übergeben

worden. Zudem habe man von Beginn weg versucht, ein komplementäres Angebot an Dienstleistungen für verschiedenste psychische Probleme zu entwickeln. So bieten multidisziplinäre Teams bestehend aus Psychiaterinnen, Psychologen, Pflegenden und Sozialarbeitenden qualitativ hochstehende Therapieformen an und führen in den Gemeinden Sensibilisierungskampagnen durch.

Als letzten Erfolgsfaktor erwähnt Maja Zaric die rechtliche Verankerung der Reform. Bei der Entwicklung neuer Angebote sei stets darauf geachtet worden, dass diese auch von entsprechenden Gesetzesänderungen abgedeckt werden. So sind nun etwa Patientenrechte, die staatliche Finanzierung oder die Kostenübernahme durch die Krankenversicherung in der Gesetzgebung verankert. Und: Sogar Personen ohne Versicherung haben das Recht, in den Zentren für psychische Gesundheit behandelt zu werden. «Menschen mit psychischen Problemen müssen jetzt nicht mehr Wochen oder Monate in einer psychiatrischen Klinik verbringen», sagt Maja Zaric. Die Heilungschancen hätten sich verbessert und die Kosten für die psychische Gesundheitsversorgung seien gesunken. «Natürlich gibt es noch Verbes-

Die Psychiatriereform in Bosnien und Herzegowina gilt als vorbildlich. Mehr als 70 Zentren für psychische Gesundheit sind hier in den letzten Jahrzehnten entstanden.

© DEZA

serungspotenzial», so die Mitarbeiterin der Schweizer Botschaft. Das Land habe aber riesige Fortschritte gemacht, und die Reform werde weit über die Grenzen hinaus als Vorbild wahrgenommen. Sie zeigt, was bei der Förderung der psychischen Gesundheit möglich wäre. ■

«GEWISSE DINGE HABEN UNS ENTWICKLUNGSLÄNDER VORAUS»

Doktor Norman Sartorius, langjähriger Direktor der Division für psychische Gesundheit der WHO, ist einer der einflussreichsten Psychiater seiner Zeit. Im Interview spricht er über die Vernachlässigung psychischer Krankheiten, die grössten Fortschritte der letzten Jahrzehnte und Entwicklungsländer als Vorbilder.

Interview: Christian Zeier

Herr Sartorius, lange dachte man, psychische Krankheiten seien vor allem ein Problem der reicheren Länder.

Ja, es gab diesen Mythos vom «glücklichen Wilden», der keine psychischen Krankheiten kennt. Durch Berichte und epidemiologische Forschung hat sich das langsam verändert. Dazu kam, dass die Menschen, die in den Kolonien lebten, nach der Unabhängigkeit für sich selbst zu sprechen begannen. Da wurde klar, dass die psychische Gesundheit in Entwicklungsländern stark vernachlässigt ist.

Diese Vernachlässigung haben Sie als WHO-Mitarbeiter sehr direkt miterlebt.

Absolut. Es war ein ständiger Kampf. Wir erhielten nur 1,5 Prozent der WHO-Gelder, obschon psychische Krankheiten für 40 Prozent aller weltweiten Behinderungen verantwortlich sind. Wir mussten bei den Mitgliedsstaaten betteln gehen, um unsere Projekte zu finanzieren.

Hat sich das verbessert?

Was die Ressourcen angeht, hat sich lange kaum etwas verändert. Aber die Anerkennung ist sicher grösser geworden. Die Menschen sind nicht mehr so unwissend und gefühllos gegenüber diesem riesigen Problem.

Wieso wird in Ländern wie zum Beispiel Somalia viel Geld in den Wiederaufbau investiert aber kaum etwas in die Genesung der Psyche?

Wer setzt sich für die psychisch Kranken ein, wenn es kaum Psychiater gibt? Zudem mangelt es in solchen Ländern oft

an Datenerhebungen, die das Problem belegen. Das macht es schwierig, jemanden zu überzeugen, dass ein Bedürfnis besteht. Hinzu kommt, dass extreme Formen psychischer Krankheiten beängstigend sind, weil wir die Betroffenen nicht verstehen können. Und weil viele nicht wissen, dass wir ihnen durch Interventionen helfen könnten.

«EXTREME FORMEN PSYCHISCHER KRANKHEITEN SIND BEÄNGSTIGEND, WEIL WIR DIE BETROFFENEN NICHT VERSTEHEN KÖNNEN.»

Die fehlenden Investitionen wirken sich negativ auf die Entwicklung des Landes aus – ein Teufelskreis...

Genau. Zudem wurde in vielen Ländern die Psychiatrie-Ausbildung erst in den letzten 20, 30 Jahren langsam eingeführt. Es gibt noch immer viele Mediziner, die kaum etwas über die menschliche Psyche und psychische Krankheiten wissen. Wenn dann so jemand Gesundheitsminister wird...

Wie lässt sich dieser Teufelskreis durchbrechen?

Zum Beispiel mit aufgeklärtem Opportunismus. Gibt es nach einem Krieg viele Invalide mit psychischen Krankheiten, ist die betroffene Regierung eher bereit, zuzuhören. Oder wenn eine Person, die einem Staatsmann nahesteht, psychisch krank wird, kann man auf mehr Verständnis und Engagement für die

Psychiatrie hoffen. Persönlich habe ich viel Zeit investiert, die richtigen Personen zu finden, um aus ihnen Verfechter der psychischen Gesundheit zu machen. Solche Psychiater setzen sich dann nicht nur für die Behandlung einzelner Patientinnen und Patienten, sondern auch für die öffentliche psychische Gesundheit ein.

Sie begannen 1967 bei der WHO.

Was konnte seither verbessert werden?

Es wurde viel erreicht, aber es hätte noch mehr erreicht werden können. Ein grosser Schritt vorwärts war sicher die Entwicklung psychotroper Medikamente. Plötzlich konnte man einem Patienten ein Medikament verabreichen, und er erholte sich. Dann gab es viele Fachkräfte, die im Ausland ausgebildet wurden und in ihren Ländern die Psychiatrie entwickelten. Zudem konnten einige ziemlich erfolgreiche Programme gegen die Stigmatisierung psychischer Krankheiten realisiert werden.

Wie geht man am besten gegen Stigmata vor?

Am besten bringt man die Menschen zusammen. Personen, die unter psychischen Krankheiten litten, können zum Beispiel vor einer Schulklasse von ihren Erfahrungen erzählen. Wenn die Schülerinnen und Schüler sehen, dass die Person zwar Schlimmes durchgemacht hat, aber sie jetzt so aussieht wie alle anderen, kann das ihre Wahrnehmung verändern.



© zVg

Sie haben erforscht, inwiefern sich psychische Krankheiten in Industrie- und Entwicklungsländern unterscheiden.

Wir verglichen sehr unterschiedliche Länder – England, Nigeria und Kolumbien zum Beispiel – und fanden heraus, dass Schizophrenie in allen Kontexten gleich oft auftritt. In unseren früheren Studien zeigte sich jedoch, dass der Krankheitsverlauf in den Entwicklungsländern positiver war als in den reichen Ländern – obwohl die Behandlungsmöglichkeiten deutlich schlechter waren.

Wie kann das sein?

Es ist vorstellbar, dass in den ärmeren Ländern der Druck auf die Patienten kleiner war. In der Schizophrenie-Studie haben wir auch untersucht, wie das Umfeld der Betroffenen mit der Krankheit umgeht. In den Entwicklungsländern haben Familienmitglieder und andere Personen in unmittelbarer Umgebung deutlich weniger kritische Kommentare

gemacht. Sie waren toleranter, geduldiger und haben die kranke Person weniger gedrängt, sich wieder in den Alltag einzugliedern. Wenn wir nicht erwarten, dass jemand sofort nach einer Krankheit wieder perfekt funktionieren muss, macht das die Erholung einfacher.

Können Industriestaaten also auch von Entwicklungsländern lernen?

In unseren Ländern dominiert das Narrativ der Unabhängigkeit und der Autonomie des Einzelnen. Autonomie ist wichtig aber auch gefährlich. Wir sollten nicht vergessen, dass wir alleine nicht überleben können. Unsere Gesellschaften haben eine schlechte Prognose, solange wir nicht bereit sind, uns gegenseitig mehr zu helfen und familiäre oder sonstige Bindungen aufrechtzuerhalten. Das sind Dinge, die uns viele Entwicklungsländer noch immer voraushaben. ■

NORMAN SARTORIUS wurde 1935 in Deutschland geboren und wuchs in Kroatien auf. Er spezialisierte sich in Neurologie sowie Psychiatrie und erwarb zusätzlich einen Dokortitel in Psychologie. 1967 begann er für die Weltgesundheitsorganisation WHO zu arbeiten, wo er zahlreiche internationale Studien über Schizophrenie, Depressionen und die Gesundheitsversorgung durchführte. Zwischen 1977 und 1993 war er Direktor der WHO-Division für psychische Krankheiten, danach Präsident der World Psychiatric Association und der Association of European Psychiatrists. Doktor Norman Sartorius lehrte unter anderem an Universitäten in Zagreb, London und Genf und wurde von der Fachpublikation *The Lancet* als «lebende Legende der Psychiatrie» bezeichnet. Zusammen mit seiner Frau lebt er in Genf.

GROSSMÜTTER GEGEN DEPRESSIONEN

Im Bereich der psychischen Gesundheit können auch reichere Länder von ärmeren lernen. In Simbabwe etwa ist eine niederschwellige Methode zur Behandlung von Depressionen entstanden, die nun in den USA eingesetzt wird.



Auf den sogenannten Friendship Bench in Simbabwe hören geschulte Grossmütter Menschen mit psychischen Problemen zu.

© friendshipbench.io

(cz) An einem Abend im Jahr 2005 erhält der simbabwische Psychiater Dixon Chibanda einen Anruf: Eine ehemalige Patientin, die 24-jährige Erica, hat versucht, sich mit Rattengift das Leben zu nehmen. Der Psychiater lässt ausrichten, dass Erica sobald wie möglich zu ihm in die Hauptstadt Harare kommen soll. Doch als sich ihre Mutter nach drei Wochen wieder meldet, erfährt der Psychiater, dass Erica nicht mehr lebt. Sie hatte nicht genug Geld, um sich ein Bus-ticket nach Harare zu kaufen. Es ist der Moment, in dem Dixon Chibanda realisiert, dass die Psychiatrie zu den Leuten gehen sollte – und nicht umgekehrt. So entsteht das Friendship-Bench-Projekt.

In Simbabwe gibt es nur ein gutes Dutzend Psychiater auf 14 Millionen Einwohner. Nach dem Vorfall mit Erica entwickelt Dixon Chibanda deshalb mit einfachsten Mitteln eine evidenzbasierte, psychologische Intervention

für häufige psychische Störungen wie Depression und Angstzustände. Grossmütter, die freiwillig arbeiten und in kognitiver Verhaltenstherapie ausgebildet werden, treffen Patientinnen und Patienten auf Parkbänken, hören ihnen zu, stellen Fragen und helfen ihnen dabei, sich zu öffnen und über ihre Probleme zu sprechen.

Funktioniert auch in New York

Mit dieser Herangehensweise ist das sogenannte Friendship Bench Project äusserst erfolgreich. Kinder gehen wieder zur Schule, Erwachsene finden Arbeit und eine unabhängige klinische Untersuchung zeigt: Der Ansatz kann eine wirksamere Behandlung von Depressionen und Angstzuständen sein als herkömmliche medizinische Behandlungen oder klinische Therapien. Diese Erfolge sorgen international für Aufse-

hen. Und Dixon Chibanda ist überzeugt: Seine Idee kann auch in anderen Ländern funktionieren.

«Auch weiter entwickelte Länder können von diesem Modell lernen», sagt Ricardo Araya, Professor für Globale Psychische Gesundheit an der London School of Hygiene & Tropical Medicine. Er hat das Projekt in einer Studie untersucht und kommt zum Schluss: «Es ist kostengünstig und sehr effektiv.» Die Ausbildung von Laienmitarbeitern für eine kurze psychologische Behandlung könne in afrikanischen Ländern mit schlechter psychischer Gesundheit angewendet werden – aber auch in reichen Staaten. Im Juli 2019 berichtete die «New York Times» über ein neues Projekt auf den New Yorker Strassen, bei dem Menschen mit psychischen Problemen niederschwellige Hilfe erhalten – es ist Dixon Chibandas Friendship Bench. ■

FACTS & FIGURES

Schaden durch psychische Erkrankungen

Neben individuellen Einschränkungen verursachen psychische Erkrankungen auch enorme Schäden für die globale Gesellschaft.



12 Milliarden Arbeitstage und **1 Milliarde Dollar** gehen jedes Jahr durch psychische Krankheiten verloren.



25% aller Menschen weltweit sind in ihrem Leben von einer psychischen oder neurologischen Störung betroffen.

80% aller Menschen, bei denen im Laufe ihres Lebens eine psychische Störung auftritt, kommen aus Ländern mit niedrigem oder mittlerem Einkommen.



Nur **0,5%** ihres Gesundheitsbudgets investieren Länder mit tiefen Einkommen durchschnittlich in die psychische Gesundheit. **5,1%** sind es in Ländern mit hohem Einkommen.

Weniger als **1%** der Entwicklungsgelder an arme Länder werden in die psychische Gesundheit investiert.



Anerkennung

2015 wurde die Förderung der psychischen Gesundheit erstmals als gesundheitliche Priorität innerhalb der globalen Entwicklungsagenda anerkannt. Sie floss in zwei Punkte der UNO-Ziele für eine nachhaltige Entwicklung (SDGs) ein:

3.4: Bis 2030 die Frühsterblichkeit aufgrund von nichtübertragbaren Krankheiten durch Prävention und Behandlung um ein Drittel senken und die psychische Gesundheit und das Wohlergehen fördern.

3.5: Die Prävention und Behandlung des Substanzmissbrauchs, namentlich des Suchtmittelmissbrauchs und des schädlichen Gebrauchs von Alkohol, verstärken.

Schlüsselzahlen

- Psychische und neurologische Störungen sowie Substanzgebrauchsstörungen sind für **10%** der globalen Krankheitslast und **30%** der nicht-tödlichen Krankheitslast verantwortlich.

- Unter **2 : 100 000** liegt das Verhältnis zwischen Gesundheitspersonal im Bereich psychische Gesundheit und der Bevölkerung in einigen Ländern mit tiefen Einkommen. Über **70 : 100 000** liegt es in einigen Ländern mit hohem Einkommen.

- Menschen mit schweren psychischen Erkrankungen sterben im globalen Durchschnitt **10 bis 20 Jahre** früher.

- Fast **800 000** Menschen sterben jedes Jahr durch Suizid. Das ist eine Person alle **40** Sekunden.

- **264** Millionen Menschen dürften weltweit von Depressionen betroffen sein.

- Jede **5. Person** in von Konflikten betroffenen Gebieten leidet an einer leichten Depression, Angststörungen oder einer Psychose.

Quellen und Links

www.who.int/mental_health
Fakten und Hintergründe zum Thema Psychische Gesundheit

<https://ncdalliance.org>
Fakten und Hintergründe zum Thema nichtübertragbare Krankheiten

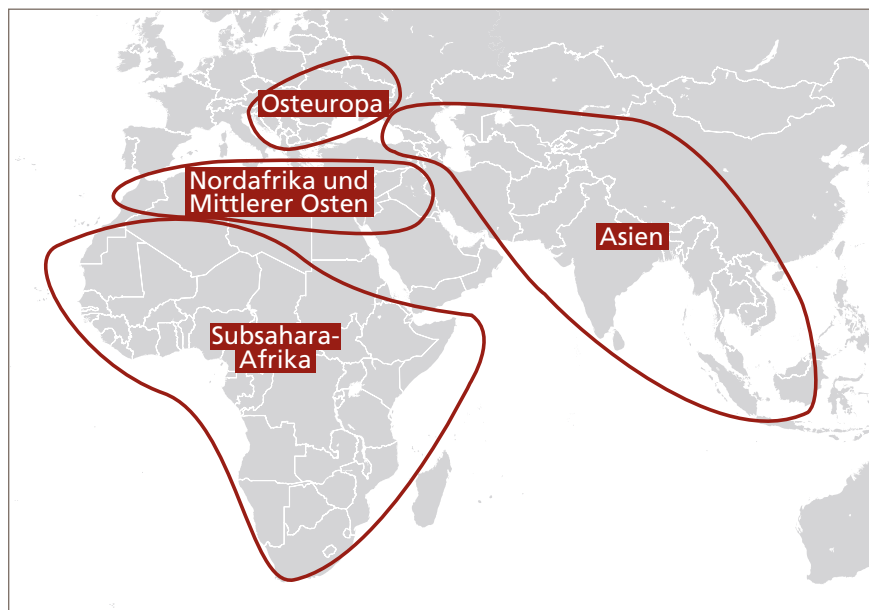
www.who.int/mental_health
(Suche: Evidence Special Initiative 2019–2023)
Alle Informationen zur Sonderinitiative für psychische Gesundheit der WHO



WIRKUNGSVOLLER UND FOKUSSIERTER

Am 19. Februar verabschiedete der Bundesrat die Botschaft zur Strategie der internationalen Zusammenarbeit 2021-2024. Sie soll stärker fokussiert und wirkungsvoller werden, Schweizer Interessen berücksichtigen und sich auf vier Regionen konzentrieren. Beim Parlament werden für die vier Jahre 11.25 Milliarden Franken zur Armutsbekämpfung und zur Förderung der nachhaltigen Entwicklung beantragt.

(pp) Mehrere Neuerungen zeichnen die strategische Ausrichtung der internationalen Zusammenarbeit (IZA) 2021-2024 aus: Die DEZA konzentriert sich künftig auf die vier Regionen Nordafrika und Mittlerer Osten, Subsahara-Afrika, Zentral-, Süd- und Südostasien sowie Osteuropa. Der Nahe Osten wird neu zum Mittleren Osten gezählt. Nicht mehr auf der Liste ist Lateinamerika – vorgesehen ist ein stufenweiser Rückzug bis Ende 2024. Damit sinkt die Anzahl Schwerpunktländer von 46 auf 35. Humanitäre Hilfe hingegen wird weiterhin an alle Länder ausgerichtet, die von einer Natur- oder humanitären Katastrophe oder einem gesundheitlichen Notstand heimgesucht werden.



Neue DEZA-Schwerpunktregionen
© DEZA

Vier Themenschwerpunkte

Beschäftigung, Klimawandel, Migration und Rechtsstaat bilden die vier Themenschwerpunkte. Zur Evaluation der IZA-Wirksamkeit werden auch die Zusammenarbeit mit dem Privatsektor,

das Digitalisierungspotenzial sowie wissenschaftliche Forschung beigezogen.

Die IZA beruht auf drei Kriterien: den Bedürfnissen der Bevölkerung in den Entwicklungsländern (Armutsniveau und Herausforderungen der nachhaltigen Entwicklung), den langfristigen Interessen der Schweiz (gerechte und friedliche internationale Ordnung, wirtschaftliche Rahmenbedingungen, Migration, weltweite nachhaltige Entwicklung) und dem Mehrwert, den die Schweiz im internationalen Vergleich zu bieten hat (Ansätze, Kompetenzen und thematische Expertise der Schweiz).

STRATEGIE VOR DEM PARLAMENT

Alle vier Jahre legt der Bundesrat seine IZA-Strategie fest und präzisiert dabei Ziele, Prioritäten, Erwartungen sowie die zur Finanzierung notwendigen Beträge bzw. Rahmenkredite. Sie wird dem Parlament vorgelegt, das die vorgeschlagenen Rahmenkredite befürworten, ändern oder ablehnen kann. Damit legt es die Obergrenzen der Verpflichtungen fest, die der Bund innerhalb der vier Jahre eingehen kann. Jedes Jahr stimmt das Parlament über das Budget für das Folgejahr ab.

Ein Bauer in Thailand sammelt Schnecken im ausgetrockneten Boden: Eines der Ziele der IZA-Botschaft bekämpft den Klimawandel und dessen Folgen und fördert ein nachhaltiges Ressourcenmanagement.





© Dario Pignatelli/Polaris/laif

Armutsbekämpfung und nachhaltige Entwicklung

Ihre Raison d'être leitet die IZA aus der Armutsbekämpfung und der nachhaltigen Entwicklung ab. Sie beruft sich auf den in der Verfassung in Artikel 54 Abs. 2 festgehaltenen Auftrag, wonach der Bund «namentlich (...) zur Linderung von Not und Armut in der Welt, zur Achtung der Menschenrechte und zur Förderung der Demokratie, zu einem friedlichen Zusammenleben der Völker sowie zur Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen» beiträgt.

In diesem Rahmen lauten die Ziele für die Periode 2021–2024:

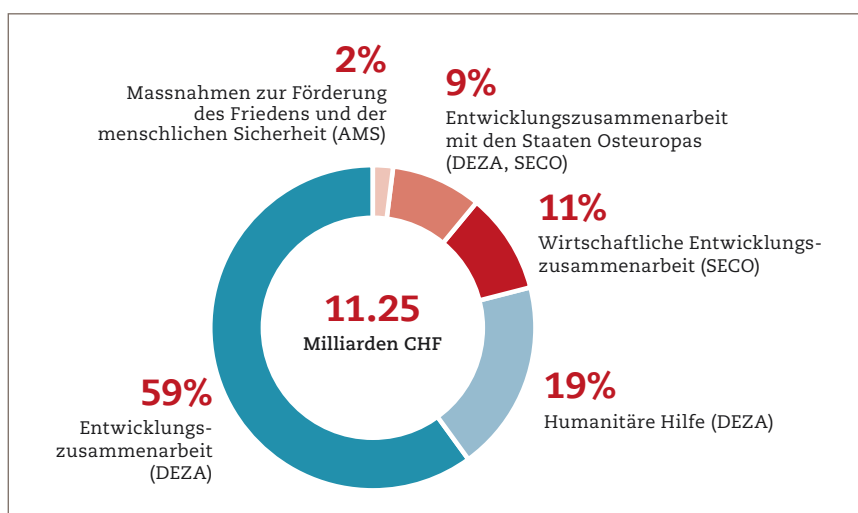


-  Zu nachhaltiger wirtschaftlicher Entwicklung beitragen und menschenwürdige Arbeitsplätze schaffen (wirtschaftliche Entwicklung).
-  Den Klimawandel und dessen Folgen bekämpfen sowie ein nachhaltiges Ressourcenmanagement fördern (Umwelt).
-  Leben retten, qualitativ gute Basisdienstleistungen bereitstellen – insbesondere im Bildungs- und Gesundheitsbereich – und die Ursachen von Flucht und irregulärer Migration reduzieren (Menschliche Entwicklung).
-  Frieden, Rechtsstaatlichkeit sowie Gleichheit der Geschlechter fördern (Friede und Gouvernanz).

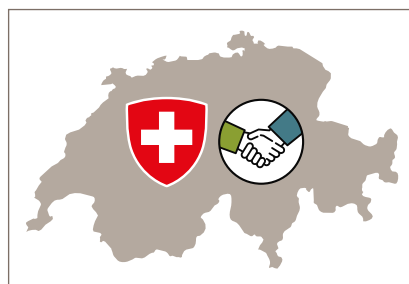
Einbettung in die Agenda 2030

Die UNO-Agenda 2030 für eine nachhaltige Entwicklung benennt fünf Stossrichtungen «Mensch, Planet, Wohlstand, Frieden und Partnerschaft» (englisch: People, Planet, Prosperity, Peace, Partnership – «5 Ps»). Daran orientiert sich die neue IZA-Strategie. Zudem deckt sich die Raison d'être der Schweizer IZA mit dem ersten der 17 Ziele nachhaltiger Entwicklung, demjenigen der Armutsbekämpfung. Die Schweiz unterstützt die Entwicklungsländer bei der Umsetzung der Agenda 2030.

Der Bundesrat unterbreitet dem Parlament fünf Rahmenkredite im Umfang von insgesamt 11.25 Milliarden Franken (Obergrenze der Verpflichtungen).



Drei Instrumente, drei Einheiten der Bundesverwaltung



Die IZA-Strategie 2021–2024 beruht auf den drei Instrumenten Humanitäre Hilfe, Entwicklungszusammenarbeit sowie Förderung des Friedens und der menschlichen Sicherheit. Eingesetzt

werden sie von zwei Departementen und drei Einheiten der Bundesverwaltung: Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidg. Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ist das Kompetenzzentrum für Entwicklungszusammenarbeit und Humanitäre Hilfe; die Abteilung Menschliche Sicherheit (AMS) des EDA jenes für Frieden, Menschenrechte und Schutz des Individuums; das Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) im Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) schliesslich ist das Kompetenzzentrum für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. ■

ÖFFENTLICHE VERNEHMUNG

Zum ersten Mal überhaupt ging das Projekt in die öffentliche Vernehmlassung. Interessierte Personen und Organisationen konnten sich dazu äussern. Das Vorgehen kam ausserordentlich gut an: 249 Stellungnahmen mit über 1000 Seiten gingen dazu ein. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse ist auf der Website des EDA verfügbar.

WEGWEISER DER KOMMENDEN VIER JAHRE

Jobs, Klima, Migration und Rechtsstaat stehen im Fokus der Internationalen Zusammenarbeit der Schweiz. Die IZA-Botschaft 2021-2024 steht vor der Umsetzung. Ein Interview mit Bundesrat Ignazio Cassis, Vorsteher des EDA.

Eine auf vier Jahre ausgerichtete Strategie für die Internationale Zusammenarbeit – wozu braucht es die eigentlich?

Armutreduktion und nachhaltige Entwicklung sind die *raison d'être* unserer IZA. Aber wie lindert man weltweit Not und Armut, wie fördert man Demokratie und Menschenrechte, wie eine lebensfreundliche Umwelt? Dazu braucht man eine Strategie mit Zielen, messbaren Indikatoren und der Fähigkeit, sich den Veränderungen der Zeit anzupassen. Ich bin froh, dass der Bundesrat diese Strategie am 19. Februar akzeptiert und die Botschaft an das Parlament verabschiedet hat. Damit bekennt sich die Schweiz zu Solidarität und internationaler Kooperation. Zwar wurden grosse Fortschritte erzielt. Aber noch immer ist eine von zehn Personen von extremer Armut betroffen.

Auch die DEZA engagiert sich bei der Bekämpfung des Corona-Virus und seiner Folgen. Wäre sie besser aufgestellt, wenn die IZA-Strategie 21-24 schon in der Umsetzung wäre?

Wie die Covid-19-Pandemie die Welt ändern wird, kann man heute nur erahnen. Ich gehe von einer wirtschaftlichen, dann finanziellen und schliesslich einer sozialen Krise aus, und zwar weltweit. Und fragile Länder werden härter getroffen. Damit werden wir uns sicher befassen müssen. Auf die unmittelbaren Herausforderungen hingegen ist auch die auslaufende IZA-Strategie 17-20 in der Lage, schnell und flexibel zu reagieren. Die Form der Rahmenkredite stützt rasche Interventionen: So hat zum Beispiel allein die Südzusammenarbeit unverzüglich 40 Millionen Franken umprogrammiert, um gesundheitliche und wirtschaftliche Folgen in den stark betroffenen Ländern abzufedern. Ausserdem ist der Bundesrat Ende April unserem Antrag gefolgt und hat insge-



© Marco Zamoni/Lunax

samt 400 Millionen Franken für internationale Aktionen gegen die Pandemie gesprochen.

Und was wäre mit der neuen Strategie anders?

Das Thema Gesundheit entspricht dem Ziel C der Strategie (menschliche Entwicklung) und hat einen grossen Stellenwert. Weil die neue IZA-Strategie keine Verteilung der Mittel pro Thema und Ziel festlegt, erlaubt sie, gezielt auf die aktuellen Bedürfnisse der Schwerpunktländer zu reagieren, z.B. mit einem Fokus auf Gesundheitssysteme und auf die Reduktion von Pandemiegefahren.

Jetzt ist die Botschaft in der parlamentarischen Beratung. Ein trockener amtlicher Text, von dem die breite Öffentlichkeit lieber die Finger lässt.

Im Gegenteil. Zwei Neuigkeiten waren mir ein Herzensanliegen: Mir lag an einem transparenten und verständlichen Text. Das ist auf den knapp 70 Seiten gelungen – die letzte Strategie hatte 450. Zudem wollte ich eine Vernehmlassung, damit die Öffentlichkeit die Möglichkeit bekam, sich zu äussern und wir unsere Aufgabe erfüllen konnten, das Verständnis für Aussenpolitik und die Auswir-

kungen auf die Schweiz zu fördern. Das WBF war einverstanden, der Text wurde danach nachgebessert. Für den grossen Aufwand und für das Einbringen ihres Fachwissens danke ich allen Beteiligten bei der DEZA, der AMS und dem SECO.

Der Beitrag der Wirtschaft, der in der Botschaft hervorgehoben wird, hat viele nervös gemacht. Verstehen Sie das?

Damit junge Menschen Perspektiven haben und aus der Armut finden, brauchen sie einen Job. Deshalb sind menschenwürdige Arbeitsplätze das Ziel A der Strategie. Ohne Privatsektor werden keine Arbeitsstellen geschaffen. Somit ist der Privatsektor für die IZA ein Schlüsselement. Zudem sind die Ziele der Agenda 2030 ohne die Privaten nicht zu erreichen. Für eine friedlichere Welt ist eine nachhaltige Wirtschaftsentwicklung entscheidend.

Vor allem ein Thema gab in der IZA-Strategie zu Spekulationen Anlass, die so genannte Fokussierung. Die DEZA zieht sich zurück – warum?

Wollen wir unser Ziel erreichen, müssen wir Prioritäten setzen und fokussiert handeln. So konzentriert die DEZA ihre Ressourcen der bilateralen EZA auf vier Schwerpunktthemen und vier Schwerpunktregionen: Osteuropa, MENA, Subsahara-Afrika und Zentral-, Süd- und Südostasien. Wir sind dort, wo die Bedürfnisse am grössten sind und die Schweiz wirksamer als andere Länder ist. Wir müssen die Steuermittel optimal einsetzen, damit die Akzeptanz der IZA in der Bevölkerung bestehen bleibt. Übrigens, auch die OECD empfahl der Schweizer IZA letztes Jahr eine verstärkte Konzentration. Die humanitäre Hilfe und die Friedensförderung hingegen bleiben weltweit engagiert. ■

Interview: fag

ÜBERLEBEN SICHERN AM GOLF

Der Lebensunterhalt vieler Fischer und Bäuerinnen am Golf von Mottama im Süden Myanmars ist bedroht: Die Fischbestände sind drastisch geschrumpft, Land erodiert und landwirtschaftliche Nutzflächen werden durch Überflutungen versalzt. Die Schweiz hilft mit Ausbildung, durch Schutz natürlicher Ressourcen und den Aufbau alternativer Einkommensquellen.

Text: Samuel Schlaefli

U Myint Kyi wird still, wenn er auf die Ruinen seines Dorfes blickt. Von der Grundschule sieht man nur noch Teile des Fundaments; vom buddhistischen Kloster steht noch das Eingangstor. Weite Teile des Dorfes Da tar Oo sind im Meer verschwunden. Eine kilometerlange Kante zeigt an, wo der Grund ins Meer abgesackt ist und weiter weggespült wird. «Unser Dorf war über hundert Jahre alt. Mehrere Generationen haben hier gelebt, zuletzt waren es über tausend Menschen», erzählt Kyi, der 65-jährige Dorfpräsident. «Wir hatten ein gutes Leben, haben gefischt und im Hinterland Reis angebaut. Das ist nun alles vorbei.» 2017 sind die ersten Dorfbewohner wegen Erosion und Überschwemmungen geflüchtet, 2018 folgte der Rest.

Der Golf in ständigem Wandel

Da Tar Oo liegt an der Westküste des Golfs von Mottama. Hier, im Südosten Myanmars liegt eine der grössten Gezeitenzonen der Welt. Bei starker Flut und während der Regenzeit liegen weite Küstengebiete unter Wasser, viele Dörfer

sind dann nur noch per Boot erreichbar. Bei Ebbe hingegen werden riesige Sand- und Schlickflächen frei.

Der Golf ist ein einzigartiges Habitat für Vögel, Fische, Krabben und Mangroven. Durch die Gezeiten und mehrere Zuflüsse aus dem Inland formiert er sich ständig neu. «Im Zyklus von fünf bis zehn Jahren wird im Westen Land erodiert und im Osten neu aufgeschüttet – und umgekehrt», erklärt Jos van der Zanden, technischer Leiter des «Golf-von-Mottama-Projekts» (GoMP) (siehe rechts) bei Helvetas. «Manche Gemeinden verlieren Land, andere gewinnen neues dazu; das ist ein natürlicher Prozess.»

Die Klimakrise verschärft die Situation durch zunehmende Extremwetter. An der Westküste, wo das Dorf Da Tar Oo weggespült wurde, hat sich das Meer zwischen 2015 und 2019 bis zu 15 Kilometer ins Landesinnere gefressen. Seit 2010 mussten sechs Gemeinden flüchten, tausende von Vertriebenen suchten auf Dämmen Schutz. Manche leben bis heute dort, in einfachsten Bambushütten ohne Wasser, Strom, medizinische Versorgung und Land. Sie werden von der Regierung geduldet, aber kaum unterstützt. Eine Studie aus dem Jahr 2018 kam zum Schluss: Ein Dammbau, so wie man das aus Holland oder Venedig kennt, ist für den Schutz der Bevölkerung wenig erfolgversprechend. Mit einer Küstenlänge von mehr als 200 Kilometern und einem Unterschied des Meeresspiegels

DAS-GOLF-VON-MOTTAMA-PROJEKT (GOMP)

Das DEZA-Projekt unterstützt 60 Gemeinden, die weniger als zehn Kilometer von der Küste entfernt liegen und deshalb besonders verletzlich sind gegenüber Erosion und Überflutungen. Wichtiges Element des GoMP sind elfköpfige Dorfwirtschaftskomitees. Sie sind die Schnittstelle zwischen Dorfbewölkerung und Regierungsbehörden und bestimmen über den Einsatz der gesprochenen Gelder. Damit wurden u.a. Samenbanken angelegt, um die Qualität des Saatguts zu testen und dieses vor Regen und Ungeziefer zu schützen. Investitionen in die Wasserversorgung, oft in Form von Becken zur Aufbewahrung von Regenwasser, sind eine weitere Priorität. Zudem entscheiden die Komitees über die Kreditvergabe aus einem Fonds für kleinere, individuelle Ausgaben, wie zum Beispiel den Kauf von neuen Fangnetzen oder Nutztieren als alternative Einkommensquelle. Für die erste und zweite Phase des Projekts (2015-2021) standen 12.6 Millionen Franken zur Verfügung. Wichtigster Implementierungspartner vor Ort ist die Schweizer NGO «Helvetas». Weitere Partner sind die lokale «Network Activities Group» (NAG) und die «International Union for Conservation of Nature» (IUCN) mit Sitz in Gland. Nach 2021 ist eine Übergangsphase geplant, in der die Verantwortlichkeiten an lokale Partner abgegeben werden.

Dorfvorsteher U Myint Kyi vor den Ruinen seines weggespülten Dorfes Da tar Oo am Golf von Mottama.

© Samuel Schlaefli



zwischen Ebbe und Flut von bis zu sieben Metern, wäre dies ein gigantisches Unterfangen. «Es gibt nur einen Weg», ist van der Zanden überzeugt. «Wir müssen die Resilienz der Gemeinden stärken und die Menschen unterstützen, damit sie mit den natürlichen Veränderungen am Golf besser leben können.»

Zehnmal weniger Fischertrag

Se Par La ist eine von 60 Gemeinden, die derzeit durch das «GoMP» unterstützt werden. Sie liegt auf der Insel Chaungzon an der Ostküste, wo derzeit neues Land entsteht. In Se Par La dreht sich alles um Fisch: Männer sitzen vor ihren Bambushäusern und knüpfen Netze. Auf weiten, hölzernen Auslagen liegt der letzte Fang zum Trocknen ausgebreitet; der scharfe, salzige Geruch brennt in der Nase.

Dreiviertel der über 2000 Bewohnerinnen und Bewohner leben vom Fischfang. «Hier gab es immer genügend Fisch», erzählt U Maung Win, Präsident des Dorfentwicklungskomitees. Menschen aus der gesamten Region seien deshalb auf die Insel gezogen. «Doch seit 2005 gehen die Fänge immer stärker zurück, heute haben wir noch zehn Prozent des Ertrags von früher», sagt er besorgt. «Geht es so weiter, werden bald viele nicht mehr vom Fisch leben können.» Der Hauptgrund dafür liegt in den engmaschigen Netzen, teils so fein wie Moskitonetze. Damit werden selbst kleinste Jungfische als Beifang aus dem Wasser geholt. Die Dorfbewohner erzählen auch von grossen, industriellen Booten mit riesigen Schleppnetzen, weiter draussen im Indischen Ozean. Zwar gibt es auch in Myanmar offiziell Schutzzeiten, damit sich die Bestände erholen können. Doch Verstösse wurden meist nicht geahndet. «Die schwachen Gesetze und die fehlende Kontrolle sind unser Hauptproblem», sagt Win.

Bislang fehlten Ressourcen, Know-How und Gesetzesgrundlagen, um die Fischbestände wirkungsvoll zu schützen. Das GoMP-Team unterstützt deshalb die Erarbeitung griffiger Gesetze und fördert

ein Co-Management des Fischbestandes. Seit 2017 patrouillieren Regierungsbeamte gemeinsam mit Dorfbewohnern. Wer illegale Netze verwendet, wird angezeigt. Um ein Zeichen zu setzen, wurde ein riesiger Haufen illegaler Netze öffentlichkeitswirksam verbrannt. «2019 war unser Fang zum ersten Mal wieder etwas besser», erzählt Win. «Wir glauben, dass es mit neuen Gesetzen und den Patrouillen zu tun hat.»

Ein ähnliches System wurde für den Schutz der Mangrovenwälder implementiert. Für die Bevölkerung ist ein solches Co-Management nach Jahrzehnten der Militärdiktatur oft die erste Erfahrung mit direkter Mitsprache: Im GoMP erleben die Menschen nun kleine Schritte der Demokratisierung und Dezentralisierung hinsichtlich der Verwaltung lebensnotwendiger Ressourcen. Die Provinzregierungen von Mon und Bago haben 2018/19 Komitees geschaffen, welche die gesamten natürlichen Ressourcen der Golfküste unter Einbezug der lokalen Bevölkerung verwalten sollen.

Agenten des Wandels

Geschlossene Universitäten und stark beschränkter Austausch mit dem Ausland infolge der Militärdiktatur haben dazu geführt, dass wissenschaftliche Daten zum Ökosystem am Golf von Mottama weitgehend fehlen. Deshalb wurden von Beginn an Hochschulen als Partner ins Projekt einbezogen. Geographinnen der Universität Bern halfen bei der Kartierung, Studierende der Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften in Zollikofen unterstützten Trainings für effizientere Reisanbaumethoden.

Und um Kapazitäten vor Ort aufzubauen, wurde an der Universität Mawlamyine das unabhängige Lerncenter «Point B» aufgebaut. «Neue Fischnetze, Samenbanken und bessere Wasserversorgung – das ist alles sehr wichtig!», sagt Greg Antos, Mitgründer von Point B. «Doch was wir ebenso brauchen, ist einen Mentalitätswandel. Wir wollen dass die Stu-

dierenden raus in die Gemeinden gehen, Interviews mit den Leuten führen und ihre Bedürfnisse kennen lernen.» Dafür nutzen sie kreative Ansätze und visuelle Methoden, so dass sich auch Menschen beteiligen können, die nicht lesen und schreiben können.

Das kommt bei den Studierenden gut an: Abgängerinnen des Kurses unterrichten nun selbst am Point B und haben das «Myanmar Coastal Conservation Lab» gegründet, um praktische Forschung am Golf zu fördern. Kürzlich führten sie Interviews mit Fischern, um mehr darüber zu erfahren, wie viele Delphine und Wale am Golf noch existieren und wie oft diese als Beifang in den Netzen landen: Erste Ergebnisse wurden den Verantwortlichen des GoMP, Regierungsvertretern und an einer internationalen Konferenz in Barcelona präsentiert.

«Für Studierende in Myanmar ist das etwas komplett Neues», erzählt Yin Yin Htay, Mitgründerin des Labs. «Wir waren uns gewohnt, Theorie zu büffeln. Für kreatives Denken, praktische Forschung und Vernetzung gab es an der Uni keinen Raum.» Rund 80 Studierende haben bislang Kurse zu Design Thinking und praktischer Forschung absolviert. Viele engagieren sich nun selbst am Lab. Htay nennt sie Agenten des Wandels. «In ihren Händen liegt die Zukunft Myanmars», sagt die energische 31-Jährige ganz unbescheiden. ■

SCHÜTZENSWERT

2017 wurde auf Initiative des GoMP 42 500 Hektaren Land in der Region Bago und der Provinz Mon in das internationale Ramsar-Inventar aufgenommen und dadurch unter Schutz gestellt. Die Projektverantwortlichen arbeiteten daraufhin mit der Regierung einen Nutzungsplan für die geschützte Fläche aus. Im Januar 2020 wurde die Schutzzone auf 160 000 Hektaren erweitert. Damit wurde die globale Relevanz des Schutzes von Flora und Fauna am Golf von Mottama zusätzlich institutionalisiert.

SCHNELLE REAKTION AUF CORONA-KRISE

Dank ihrer Präsenz vor Ort kann die DEZA ihre Unterstützung rasch und zielgerichtet an die globale Krise anpassen.

Text: Christian Zeier

Die weltweite Covid-19-Krise stellt insbesondere ärmere Länder vor massive Herausforderungen. Um eine weitere Ausbreitung des Virus und dessen soziale, wirtschaftliche und humanitäre Folgen einzudämmen, hat die DEZA zusätzliche Gelder gesprochen und passt ihre Programme laufend an.

Einerseits unterstützt die Schweiz mit 18 Millionen Franken Organisationen, die das Virus und seine Auswirkungen international bekämpfen, Gesundheitssysteme in betroffenen Ländern unterstützen und humanitäre Hilfe leisten. Die Schweizer Humanitäre Hilfe hat zudem Material nach China, Nepal, Serbien, Italien und Griechenland geliefert. Alle Lieferungen werden mit den zuständigen Stellen in der Schweiz abgesprochen, um ihre Vereinbarkeit mit den Massnahmen und der Verfügbarkeit von Gütern im Inland sicherzustellen.

Andererseits hat die DEZA ihre Programme sofort angepasst und ist dabei, Gelder im Umfang von mehr als 56 Millionen Franken umzuprogrammieren (Stand 24.4.2020), um unter anderem Menschen zu helfen, deren Existenzgrundlage durch die Krise bedroht ist. «Wir nutzen unsere Präsenz vor Ort, um betroffene Länder beim Umgang mit dem Corona-Schock zu unterstützen», sagt Thomas Gass, Vizedirektor der DEZA. Dank ihrer Nähe zu Regierungen, internationalen Organisationen sowie lokalen NGOs sei die Schweiz gut aufgestellt, um auf diese Krise zu reagieren. «Wir sehen schnell, wo Schwachpunkte und Bedürfnisse entstehen», so Gass. «Das erlaubt es uns, Programme wirksam anzupassen.»



Lockdown in Moldawien:
Weil die internationalen Beschaffungsketten unterbrochen sind, werden seit Mitte März in stillgelegten Fabriken Overalls und Schutzmasken für das moldawische Gesundheitssystem hergestellt. Das Projekt wird von der Schweiz und Deutschland kofinanziert.
© DEZA

Verlässliche Partner

In Tansania etwa fördert die DEZA in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Tropen- und Public Health-Institut Labortests sowie Sensibilisierungsmassnahmen und ermöglicht gemeinsam mit der Weltbank Cash Transfers an vulnerable Bevölkerungsgruppen. In Afghanistan trägt sie in Kooperation mit dem UNO-Welternäh-

rungsprogramm (WFP) zur Ernährungssicherheit bei. In Moldawien war die Schweiz das erste Land überhaupt, das in der aktuellen Lage Unterstützung im Gesundheitssektor leistete, in Bosnien und Herzegowina unterstützt die DEZA gemeinsam mit Caritas Schweiz gefährdete Haushalte, und in Honduras wurde zusammen mit Swisscontact ein Projekt zur Herstellung von Schutzmaterialien mittels 3D-Drucker initiiert.

Bei diesen und anderen Anpassungen hat sich die DEZA laut Thomas Gass auf Länder und Themen konzentriert, in denen die Schweiz bereits vorher aktiv war. «Wir kennen unsere Ansprechpartner vor Ort und wissen, dass sie gute Arbeit leisten», sagt der Vizedirektor. «Solch eine zeitnahe Reaktion ist nur möglich dank langjähriger Partnerschaften und der Flexibilität aller Beteiligten». ■



DEMOKRATIE KANN MAN NICHT ESSEN

Zehn Jahre nach dem desaströsen Erdbeben in Haiti, bei dem weit über 300 000 Menschen starben, kommt das Land trotz internationaler Hilfe nicht vom Fleck. Der Karibikstaat leidet unter weit verbreiteter Armut und Korruption. Vor allem unter jungen Haitianerinnen und Haitianern wachsen der Unmut und die Erkenntnis, dass sich Haiti nur selbst aus dem Sumpf ziehen kann.

Text: Michael Castritius

Kurz nach dem verheerenden Erdbeben im Januar 2010 versprachen auf einer internationalen Geberkonferenz Länder aller Kontinente zehn Milliarden Dollar an Wiederaufbauhilfe, private Spender steuerten weitere Milliarden bei. Eine Art Marshallplan für Haiti wurde diskutiert – all das schürte die Hoffnungen. Ein neues Port-au-Prince könne damit geschaffen, das Elend des ärmsten Landes Amerikas endlich ausgerottet werden. Internationale Musiker schlossen sich der weltweiten Solidarität an, produzierten «Hope for Haiti Now», ein Live-Album für die gleichnamige Benefiz-Kampagne, um die Opfer des Erdbebens zu unterstützen. Die Erlöse gingen an vertrauenswürdige Hilfsorganisationen wie das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, an den Roten Halbmond und an die Stiftung des berühmtesten haitianischen Musikers Wyclef Jean, Mitgründer der Fugees. «Yéle Haiti» heisst seine Organisation, «Schreie Haiti», schreie an gegen das Elend. Nie waren die Schreie lauter als im Januar 2010.

Vor allem junge Menschen in Haiti haben genug von der Korruption und protestieren regelmässig in den Strassen der Hauptstadt Port-au-Prince.

© Meredith Kohut/NYT/Redux/laif

Die Spenden deckten aber nur die akute Nothilfe ab: Lebensmittel, Trinkwasser, Zelte und Medikamente kamen nach und nach in die zerstörte Stadt. Die Verteilung war tagelang nur ansatzweise möglich: Trümmer, Chaos, verzweifelte Überlebende, Leichen, fehlende Sicherheitskräfte sowie mangelnde Koordination hatten zur Folge, dass zehntausende Menschen erst nach vielen Tagen erreicht wurden. Das Beben hatte das Herz des Landes gebrochen, auch die Hilfsinfrastruktur war zerstört. Dabei war es in den sich masslos ausbreitenden Elendsvierteln letztlich «nur» eine Katastrophe innerhalb der permanenten Katastrophe. Das Land ist verelendet.

Leben unter der Armutsgrenze

Kloakige Rinnsale schlängeln sich auch heute wieder durch die lehmigen Strassen. Kinder spielen mitten im verseuchten Dreck, eine endlose Schlange Frauen hocken am Rand, warten auf Kunden, die selten kommen, vor sich das immer gleiche, sorgfältig aufgeschichtete Häuflein von 10 bis 12 Orangen oder Holzkohle oder Plastikkrum. Sie leben von einem, maximal zwei Dollar am Tag. Wenn sie nichts verkaufen, haben sie auch nichts zu essen. Und ihre Kinder auch nicht. Drei Viertel der Haitianer leben laut UN-Schätzung unterhalb der Armutsgrenze.

Die Hauptstadt Port-au-Prince hat keine Elendsviertel – sie ist ein einziges Elendsviertel.

Diese Schattenwelt verfiel am 12. Januar 2010 in komplette Finsternis. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, es war 16 Uhr 53. «Und plötzlich tut sich der Boden auf», betitelte die Augenzeugin und Schriftstellerin Yanick Lahens ihr frustrierend-fesselndes Buch über Haiti und die Apokalypse (Rotpunktverlag Zürich 2010). Bevor die Menschen begriffen hatten, dass in nur 37 Sekunden ihre Welt gerade ein Trümmerhaufen geworden war, legte sich völlige Finsternis über Port-au-Prince.

Vor allem öffentliche Gebäude waren betroffen: Sie fielen nicht um, sondern sackten in sich zusammen. Betonplatten, die gerade noch Etagendecken gewesen waren, lagen aufeinander, hatten alles Leben zerquetscht: ganze Klassen der Nachmittagsschulen, Hörsäle der Universitäten, Kliniken, Polizeidienststellen, 13 von 15 Ministerien, Steuerbehörde, Katasteramt, die Stadtverwaltung und das UN-Hauptquartier. Der Flughafen war ausser Betrieb, Hilfslieferungen kamen zunächst über die Berge aus der Dominikanischen Republik. Der tortenweisse Präsidentenpalast schien geschmolzen zu sein. Ganze Ortsteile ärmlicher Häuschen waren Abhänge heruntergestürzt.

Für bis zu 300 000 Haitianerinnen und Haitianer kam jede Hilfe zu spät. Die genaue Zahl der Toten werden wir nie erfahren, LKW-Ladungen voller Leichen wurden in gigantischen Löchern versenkt. Anonyme Massengräber mit Menschen, die oft nirgendwo registriert waren.

Friedhof der Hilfsprojekte

Zehn Jahre danach sind die Trümmer des Präsidentenpalastes abgeräumt, ein neuer immer noch nicht gebaut. Das hat Symbolkraft: Die Politik des Landes ist ein Scherbenhaufen. Die Zeltstädte der Bebenopfer sind zwar weitgehend verschwunden, einige Haitianer haben durch die internationale Hilfe kleine Häuschen bekommen. Aber vor allem sind die Slums wieder auferstanden. Zwar hatten die ersten internationalen

Massnahmen Linderung in der Not gebracht, langfristig aber kehrte der Hunger zurück. Nach UN-Schätzungen hat jeder zweite Haitianer nicht genug zu essen. Noch immer produziert das Land viel zu wenige Lebensmittel. Billig importierter US-Reis nach der Katastrophe hatte heimische Bauern ruiniert. Die Weltbank nannte Haiti gar einen Friedhof der Hilfsprojekte.

Bislang bleibt den Haitianern zehn Jahre nach dem Erdbeben nur eine bittere Erkenntnis: Demokratie kann man nicht essen. «Demokratie», sagt ein Rechtsanwalt, der nicht namentlich genannt werden möchte, «ist ein Luxus, den sich satte Menschen leisten.» «Grand manjé» - frei übersetzt «Vielfrass» - nennen die Haitianer ihre korrupten Landsleute der Geld- und Politik-Elite.

«Institutionelles Vakuum»

Durch jahrelange Hahnenkämpfe, Machtintrigen und Palastpoker haben die Politiker Stagnation verursacht; verlorene Jahre, in denen weder Einheimische noch Ausländer viel investierten, die Lage war zu instabil. Im Korruptionsjahresbericht von Transparency International liegt Haiti auf Rang 163 von 180 Ländern.

Drastisches Beispiel ist der Petro-Caribe-Skandal. Der haitianische Rechnungshof recherchierte, dass die Regierung zwei Milliarden US-Dollar veruntreut habe. Ab 2006 hatte Venezuela, als es noch nicht in die eigene Wirtschaftskrise abgestürzt war, Öl zum Vorzugspreis geliefert. Haiti musste nur 60 Prozent des Preises sofort zahlen, der Rest wurde über 25 Jahre bei sehr niedrigen Zinsen gestreckt. Aus diesem venezolanischen Solidaritätsfonds aber sind laut Rechnungshof vier Milliarden US-Dollar verschwunden. Neben anderen Kabinettsmitgliedern steht auch der damalige Landwirtschaftsminister unter dringendem Tatverdacht. Sein Name: Jovenel Moïse, der heutige Präsident Haitis. Das veruntreute Geld war für

VOODOO

Voodoo mit seiner Extase, seinem Zauber, seinen Trommeln, Riten und Fahnen weckt unterschwellige Ängste: vor lebenden Toten und schwarzer Magie, vor gepeksten Puppen, die verhasste Menschen ins Unglück stürzen. Doch das sind Hollywood-Auswuchsphantasien. Voodoo ist eine afro-christliche Religion geworden. Die französischen Plantagenbesitzer wollten alle afrikanischen Wurzeln ihrer Sklaven kappen, bekämpften Voodoo mit christlichem Eifer. Oberflächlich betrachtet mit Erfolg, denn die Schwarzen gingen und gehen zur Kirche. Aber Voodoo gehört weiter zum täglichen Leben, angepasst an das Christentum. Ihre Götter bekamen, um sie weiterhin verehren zu können, einen zweiten, christlichen Namen. So wurde die erotisch-laszive Liebesgöttin Erzulie zur Jungfrau Maria. Im Voodoo wacht über jeden Lebensbereich ein anderer Gott. Voodoo besitzt heute eine wichtige soziale Komponente, basiert auf gegenseitiger Hilfe, vor allem in den ländlichen Gebieten.



Trotz farbenfroher Fassaden in den Armutsvierteln: Haiti ist das ärmste Land Amerikas, und ein grosser Teil der Bevölkerung lebt im Elend.

© Christopher Miller/NYT/Redux/laif



Moïse löste die Volksvertretung auf und konstatierte via Twitter, es bestehe ein «institutionelles Vakuum».

Junge haben genug

Vor allem junge Haitianer wollen all das nicht mehr hinnehmen, sie haben verschiedene Widerstandsgruppen gebildet. Auslöser waren der Petro-Caribe-Skandal, die Inflation und Anfang 2019 der Benzinpreis, der um fast 40 Prozent stieg. Diese Erhöhung nahm der Präsident zwar schnell zurück, aber das Wutfass war bereits übergelaufen. Die Proteste kulminierten von September bis November, brachten das Land zum Stillstand. Strassen waren blockiert, Geschäfte, Schulen und Universitäten geschlossen. Das Wirtschaftsleben lag brach. Barrikaden zogen sich durch die Metropolregion Port-au-Prince, in der fünf der elf Millionen Haitianer leben. «Pays Lock» nannten das die Demonstrierenden, «geschlossenes Land». Dutzende Tote und Verletzte sind zu beklagen.

«Wenn du in Haiti lebst, bist du entweder korrupt und stiehlt Geld, du bist depressiv oder du kämpfst», sagt Velina Charlier. Die 39-Jährige leitet die Protest-Organisation «Nou pap domi» – «Wir schlafen nicht». Die Forderungen der Demonstrantinnen und Demonstranten gehen weit über einen Rücktritt von Präsident Jovenel Moïse hinaus. Das politische System wollen sie in eine partizipative Demokratie überführen, die alte politische Elite entmachten, einen Antikorruptionsprozess anstrengen. Kurz: Politik für alle Haitianerinnen und Haitianer machen, um endlich das Elend zu überwinden. Die Hoffnung auf grundlegende Veränderungen durch internationale Hilfe ist tot. Haiti muss sich selbst an den Haaren aus dem Sumpf ziehen. ■

Michael Castritius war von 2005 bis 2010 ARD-Radiokorrespondent für Mittelamerika und die Karibik. Heute lebt er als freier Journalist in Mexiko.

Infrastrukturprojekte freigegeben worden, für Strassen, Brücken und Marktgebäude, gebaut ist davon aber nichts.

Inzwischen wurde seit zwei Jahren kein Staatshaushalt verabschiedet, die Inflation galoppiert. Seit dem Frühjahr 2019 gibt es keine Regierung mehr, Präsident Jovenel Moïse regiert per Dekret. Die Legislaturperiode des Parlamentes endete im Januar, Wahlen sind nicht in Sicht.

HAITI IN KÜRZE

Name

Republik d Ayiti
(Ayiti = «gebirgiges Land»)

Fläche

27 750 km²

Bevölkerung

11 Millionen

Hauptstadt

Port-au-Prince
2,6 Millionen Einwohner in der Metropolregion

Ethnien

95% Schwarze
4,9% Mestizen (Mischung Schwarze/Weisse)
0,1% Weisse

Sprachen

Haitianisches Kreol (Amtssprache)
Französisch (Bildungssprache)
Indigene Sprachen

Religionen

Römisch-katholisch (55%)
Protestantische Religionsgemeinschaften (30%)
Voodoo als Parallel-Religion weit verbreitet (geschätzt 75%)

Wirtschaft

Ärmstes Land in Amerika. Zwei Drittel der Einwohner leben von der Landwirtschaft.
Hauptprodukte: Kaffee, Mangos, Rohrzucker, Sorghum-Hirse.
Export: Textilien



Aus dem Alltag von ...

GENEVIÈVE FEDERSPIEL

LEITERIN DER SCHWEIZER MISSION UND ZUSAMMENARBEIT IN HAITI

Aufgezeichnet von Zélie Schaller

Mein Arbeitstag beginnt frühmorgens zu Hause mit der Überprüfung der Sicherheitslage. Ein Warnsystem der UNO schickt mir die neuesten Nachrichten. Letztes Jahr haben Demonstrationen, Streiks und Strassensperren das Land immer wieder lahmgelegt. Die Wut der Bevölkerung hat aus Angst vor Gewalt zur Schliessung der meisten Schulen, Läden und Büros geführt. Die Protestierenden verlangen den Rücktritt des als korrupt geltenden Präsidenten Jovenel Moïse.



Korruptionsbekämpfung und Förderung der Rechtsstaatlichkeit und der guten Gouvernanz stehen im Zentrum unserer Programme. Wir wollen die Ursachen angehen, nicht bloss Symptome wie politische, soziale und wirtschaftliche Ungleichheit bekämpfen. Die Schweiz begleitet den Veränderungsprozess: Im Kontext der tiefen Nach-Duvalier-Krise können die Haitianerinnen und Haitianer nur schlecht miteinander reden, es fehlt ihnen an Vertrauen und an einem Sozialgefüge. Meine Aufgabe ist es, die öffentlichen und privaten Entwicklungsakteure zusammenzubringen, um die Schwierigkeiten gemeinsam anzugehen.

Dazu ein Beispiel: Auf dem Kakaomarkt versuchen Produzenten, Verarbeiter, Transportunternehmen und Exporteure jeder für sich ihre Probleme zu lösen. Das Profisud-Programm unterstützt die agroforstwirtschaftliche Branche in den Départements Sud und Grand'Anse und fördert Partnerschaften mit Unternehmen und landwirtschaftlichen Fakultäten. Letztere stellen technische Lösungen für die Kakaoqualitätssicherung bereit und fördern den Anbau von Bio-kakao. Der noch junge Markt besitzt ein grosses Potenzial. Die Schweiz trägt hier zur Verbesserung der Regierungsmechanismen und zur Erhöhung von Produktivität und Nachhaltigkeit bei, unter Einhaltung von Umweltstandards und Beteiligung der Jugend und der Frauen.

Die Haitianerinnen sind belastbar und entwicklungsfreudig. Sie sind «Potomitan», ein Antillen-kreolischer Ausdruck für «Gesellschaftliche Pfeiler». Auf dem Weg in die Botschaft, von Port-au-Prince nach Pétion-Ville, begegne ich jeden Morgen den «Madames Sara», Frauen, die auf der Strasse Mangos, Seife und andere Produkte feilbieten. Die Kinder in ihren schicken Uniformen gehen zur Schule, während Hunde und Ziegen frei herumlaufen. Die Gehwege sind mit Abfällen übersät – eine immer übler werdende Plage in der Hauptstadt.

Armut ist allgegenwärtig. Rund drei Millionen Menschen haben nicht genug zu essen. Die Schweiz unterstützt das UN-Welternährungsprogramm, um ihnen zu helfen. Ich kann solch unsichere Lebensumstände kaum ertragen und bekämpfe sie tagtäglich, indem ich mein Möglichstes tue: Die Haitianerinnen und Haitianer haben es verdient. Die Bevölkerung leidet unter wiederkehrenden Naturkatastrophen und Krisen politischer, sozialer und wirtschaftli-

cher Art, zeigt sich aber unglaublich resilient und engagiert sich unentwegt. Bei diesen Kräften anzusetzen, bewahrt meinen Optimismus für das kunst- und geschichtsträchtige Land und die weltweit erste unabhängige schwarze Republik, die von der Schweiz schon bei ihrer Gründung 1804 anerkannt wurde. ■

KUNST ALS HEILMITTEL

In Haiti ist die Schweiz in den Bereichen lokale Gouvernanz, Rechtsstaat, Korruptionsbekämpfung, Landbau, Ernährungs-sicherung sowie Beschäftigung und wirtschaftliche Entwicklung aktiv. Nach dem Erdbeben von 2010 löste die DEZA die grösste Soforthilfeaktion ihrer Geschichte aus. Danach setzte sie den erdbebensicheren und wirbelsturmfesten Wiederaufbau der Schulen zum Schutz der Bevölkerung vor den Naturgefahren um. Die Katastrophe hat tiefe Spuren hinterlassen. Kultur in all ihren Formen bildet ein Ausdrucksmittel zu ihrer Überwindung: Literatur, Theater, Kino, Musik und Malerei kanalisieren Emotionen und knüpfen gesellschaftliche Bande neu. Die Botschaft unterstützt insbesondere Festivals und Filmproduktionen.

Stimme aus Haiti

AUS HERAUSFORDERUNGEN CHANCEN MACHEN

Seit jungen Jahren engagiere ich mich in meiner Heimat, dem Jacmel-Tal im Südosten Haitis. Begonnen habe ich als Grundschullehrerin. Neben der Arbeit war ich gemeinnützig tätig und stand oft im Kontakt mit Jugendlichen und Senioren, deren Bedürfnisse mehr schlecht als recht gedeckt waren. Ihre Verwahrlosung und schwierige soziale Situation liessen mich nicht in Ruhe. Ich wollte sie unterstützen und meiner Gemeinschaft besser dienen – deshalb wurde ich Gemeinderatspräsidentin. Meine Erfahrungen als Bindeglied zur Exekutive im Jahr 2013 sowie des eingeschränkten

Aktionsradius – der Stadtkommission fehlte es an Legitimation – hatten zur Folge, dass ich kandidierte und 2015 zur Bürgermeisterin gewählt wurde.

Diese Funktion stellt mich vor viele Herausforderungen – ich versuche sie, in Chancen umzuwandeln. Einerseits sind die Mittel der Gemeinde sehr beschränkt, andererseits die Hilfestellung vonseiten der Landesbehörden bescheiden. Doch es gibt auch positive Aspekte: die Unterstützung durch die internationalen Institutionen, die Aus- und Weiterbildungen sowie die Gründung des Verbands haitianischer Bürgermeisterinnen. Der Verband bündelt die Forderungen der haitianischen Frauen nach gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Anerkennung. Mit seinem zweiten Forum hat er unlängst einen Riesenschritt gemacht: Die institutionellen Bande zu den im ganzen Land zerstreuten Frauen- und feministischen Organisationen wurden entschieden enger geknüpft. Solche Initiativen sind in einem Umfeld, in dem die Frauen auf verschiedenen Ebenen untervertreten sind, besonders wichtig.

Eine zentrale Rolle spielen auch Partnerschaften. Die Zusammenarbeit mit der Schweizer Botschaft in Haiti und anderen Partnern war mir eine enorme Hilfe bei der Ausübung meiner Tätigkeiten. So ermöglichte das Wiederaufbauprogramm nach dem Hurrikan Matthew unserer Stadtgemeinde, ein Raumplanungsinstrument aufzubauen: den Stadtentwicklungsplan.

Ein anderes Beispiel ist das von der Botschaft, den lokalen Akteuren und den staatlichen Behörden gemeinsam entwickelte Dezentralisierungsprogramm. Es nahm unsere Empfehlungen auf, gibt den Gemeinden Handlungsmacht, stösst den politischen Dialog an und fördert damit demokratische Strukturen vor Ort, Transparenz und Partizipation.

«IN EINEM UMFELD, IN DEM DIE FRAUEN AUF VERSCHIEDENEN EBENEN UNTERVERTRETEN SIND, SIND SOLCHE INITIATIVEN BESONDERS WICHTIG.»

Allen Schwierigkeiten zum Trotz empfinde ich Befriedigung: Ich freue mich über die gute Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft und die laufenden Projekte, die zur Entwicklung meiner Stadtgemeinde beitragen. Wir kommen im Prozess der inklusiven Entwicklung, den Haiti benötigt, langsam voran, auch wenn Tag für Tag neue Herausforderungen warten. Ich bin stolz, als engagierte Akteurin dazu beizutragen. ■



MARIE YOLÈNE PHILIPPEAUX
SCUTT hat Recht und Erziehungswissenschaften studiert. Sie war zunächst Verwaltungsratsvorsitzende der ersten haitianischen Sparkasse und gründete dann das Frauenkollektiv des Jacmel-Tals. Zurzeit ist sie dessen Bürgermeisterin und zugleich Generalsekretärin des Verbands haitianischer Bürgermeisterinnen.



DIE KALKULIERENDEN PHILANTHROPEN

«Effektive Altruisten» wollen private Spenden und staatliche Hilfsgelder dort einsetzen, wo sie am effektivsten wirken – in Entwurmung, Malaria-Prophylaxe und Vitamin-A-Versorgung. Doch lässt sich Armut alleine mit wirtschaftlichem Kalkül und wissenschaftlicher Evidenz besiegen?

Text: Samuel Schlaefli

Sebastian Schwiecker interessiert sich seit jungen Jahren für Fragen der Entwicklung und hat schon früh an gemeinnützige Organisationen gespendet. Nach einem Volkswirtschaftsstudium und Praktika im Mikrofinanzbereich sowie bei Entwicklungsbanken habe er erstmals realisiert, wie gross die Unterschiede in der Wirkung von Hilfsorganisationen und -projekten seien, erzählt er. Die Zertifikate für NGOs, die bescheinigen sollten, wie sorgfältig diese mit den Spendengeldern haushalten, empfand der Deutsche als oberflächlich und lediglich auf die Effizienz der organisatorischen Strukturen beschränkt. «Ich fühlte mich als privater Spender nicht ernst genommen und schlecht informiert», sagt Schwiecker.

Evaluationen und Ranglisten

Das änderte sich, als Schwiecker auf die Webseite von «GiveWell» stiess, einer gemeinnützigen US-Institution und Spendenplattform (siehe Kasten S. 36), welche

NGOs und deren Projekte systematisch quantitativ auf Wirkung evaluiert. Zugrunde liegt der Organisation die Philosophie des «Effektiven Altruismus» (EA), die anfangs der 2010er-Jahre um den englischen Philosophieprofessor William MacAskill populär wurde.

Zu den berühmtesten Unterstützern gehört der australische Philosoph Peter Singer. In Ted Talks und Büchern bringt er den EA auf eine einfache Formel: Ist es moralisch nicht verwerflich, mit einer Spende eine Ausbildung eines Blindenhundes in den USA oder in Europa zu finanzieren, wenn für das gleiche Geld dutzende Kinder in Afrika vor dem Erblinden gerettet werden könnten? Die Prämisse dafür: Jedes Leben, egal wo auf der Welt, ist genau gleich viel wert.

Diese Moral hat in den letzten Jahren vor allem an Universitäten in den USA, Grossbritannien, Deutschland und der Schweiz Unterstützer gefunden. Die von MacAskill gegründete Organisation «80000 Hours» hilft Studierenden dabei, ihr Altruismuspotenzial zu optimieren, indem sie verschiedene Jobs auf ihren «Social Impact» analysiert. Eine Karriere im Finanzsektor oder bei einem Tech-Giganten scheint so unter Umständen sinnvoller, als bei einer NGO oder einem staatlichen Entwicklungsdienst. Sebastian Schwiecker ging trotzdem nicht zur Bank, sondern gründete Anfang 2019 «effektiv-spenden.org», ein

Pendant zu GiveWell für den deutschsprachigen Raum.

Der Spender im Zentrum

Georg von Schnurbein, Professor und Direktor des «Center for Philanthropy Studies» (CEPS) an der Universität Basel kann MacAskills und Singers Ideen nicht viel abgewinnen: «Ich finde es problematisch, dass unterschiedliche Gemeinnützigkeitszwecke gegeneinander ausgespielt werden», sagt er. «Für eine solidarische Gesellschaft braucht es nicht nur Entwurmungsprogramme in Afrika, sondern auch Gelder für die Ausbildung von Blindenhunden in der Schweiz.» Dies obschon die Effektivität einer solchen Ausbildung, gemessen in qualitätskorrigierten Lebensjahren pro Franken, wesentlich geringer sei. Für von Schnurbein liegt der Reiz der Philanthropie gerade in der Diversität, wie man Gutes tun kann, und nicht in der Fokussierung auf wenige Themen. «Der Effektive Altruismus stellt den Spender ins Zentrum und dient in bestimmten Kreisen vor allem der Selbstvergewisserung», ist von Schnurbein überzeugt. «Ich glaube jedoch nicht, dass er gesamtgesellschaftlich sinnvoll ist.»

In der Schweiz liegen die Keimzellen der Effektiven Altruisten an den Universitäten Zürich und Basel. Kleine lokale Gruppen sind auch in Bern, Genf und Laus-

Die Verabreichung von Vitamin A-Pillen an Kinder – hier in Goma in der Demokratischen Republik Kongo – gilt unter Effektiven Altruisten als eine der wirkungsvollsten Entwicklungsmassnahmen.

© Kate Holt/Eyevine/laif

anne entstanden. Mit der «Stiftung für Effektiven Altruismus» gibt es zudem eine Art nationale Lobbyorganisation. Am 17. November 2019 feierte sie einen öffentlichkeitswirksamen Sieg, als der Gegenvorschlag des Stadtrates auf ihre Initiative zur Revision der Stadtzürcher Entwicklungszusammenarbeit von den Bürgerinnen und Bürgern mit fast 70 Prozent angenommen wurde. Die Stadt soll künftig 0.3 bis 1 Steuerprozent für Hilfsprojekte im Ausland spenden. Statt wie bisher drei Millionen werden es im kommenden Jahr voraussichtlich acht Millionen sein. Zudem muss nun bei der Vergabe stärker auf Wirksamkeit, Wirtschaftlichkeit und Transparenz geachtet werden.

«Wir sehen Zürich durchaus als Vorbild für die Entwicklungszusammenarbeit des Bundes», sagt Janique Behmann, Verantwortliche für Strategie und Community-Building bei der Lokalgruppe «Effective Altruism Zurich». In einem Positionspapier, vollgepackt mit Referenzen zu wissenschaftlichen Studien, fordert die Stiftung eine evidenzbasierte Entwicklungszusammenarbeit für die Schweiz und Deutschland. Sie beklagt unter anderem, dass in der DEZA-Strategie 2017–2020 ein klares Bekenntnis zur wissenschaftlichen Begleitung und Evaluierung aller Programme fehle und fordert eine prioritäre Förderung von kosteneffektiven Programmen, mehr direkte Geldtransfers an Arme und die möglichst schnelle Beendigung von nicht effektiven Programmen.

Reduktionistisch oder zielorientiert?

Für Georg von Schnurbein gilt es, diese vermeintliche Wissenschaftlichkeit kritisch zu hinterfragen: «Oft ist die Datengrundlage für Interventionen, die von effektiven Altruisten propagiert werden, dünn und die unterschiedlichen Kontexte werden nicht ausreichend berücksichtigt.» Der Aufbau von politischen Strukturen, eines Bildungssystems oder einer funktionierenden Administration sei ebenso aufwendig wie teuer und deshalb in der Perspektive des EA ineffektiv. «Aber was wäre, wenn wir nur noch die Entwurmung fördern, die Leute danach aber keine Ausbildung und Jobs finden? Damit verlagern wir das Armutsproblem lediglich.» Sebastian Schwiecker widerspricht: «Wenn die Kinder nicht in die Schule gehen, weil sie aufgrund von Würmern Durchfall haben, dann bringt auch der Aufbau von Schulen nichts.» Deshalb mache die starke Fokussierung auf Gesundheitsprogramme durchaus Sinn. «Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles andere nichts», sagt Schwiecker.

Für Odilo Noti, Theologe und bis 2018 Kommunikationsleiter bei Caritas Schweiz, ist der Effektive Altruismus «szientistisch, apolitisch und damit auch ahistorisch». Effektive Altruisten sähen in der Entwicklungszusammenarbeit ein rein wissenschaftliches Problem und nicht ein politisches. Zudem liessen sie ausser acht, was diese in der Vergangenheit geleistet habe – auch punkto Effektivität. «Die Wirkungsorientierung ist in der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit seit längerem etabliert. Standardmässige Evaluationen werden durchgeführt, und zwar nicht erst seit der politische Legitimationsdruck stark gestiegen ist.»

Noti sieht im EA eine Modeerscheinung mit begrenztem Potenzial, kann der Bewegung aber auch Positives abgewinnen: «Die Vertreter haben sich in der Vergangenheit durchaus für die Aufstockung der staatlichen Entwicklungsbudgets stark gemacht, auch wenn sie in ihren Handlungsrezepten die staatliche Entwicklungszusammenarbeit ausblenden.» In Zeiten des zunehmenden Nationalismus seien sie damit zu Verbündeten der Entwicklungsorganisationen geworden.

Ausserdem habe er nicht den Eindruck, dass die Vertreterinnen und Vertreter Wasser predigten und Wein tranken. «Viele folgen der Regel, zehn Prozent ihres Jahreseinkommens zu spenden. Das ist beträchtlich!» Genauso hält es Sebastian Schwiecker. Er und seine Frau spenden jährlichen «den Zehnten». Natürlich orientieren sie sich dabei nicht an der Bibel, sondern an den wissenschaftlich fundierten Analysen der eigenen Spendenplattform. ■

BESSER SPENDEN MIT «GIVEWELL»?

Das Nonprofit-Unternehmen «GiveWell» wurde von einer Gruppe ehemaliger Hedgefonds-Banker gegründet. Sie spezialisierten sich darauf, ihre Analysen statt auf Firmeninvestments auf Hilfsorganisationen und deren Projekte anzuwenden. Die Analysten interessiert dabei nur eine Frage: Wo kann mit einem Dollar am meisten Menschen geholfen werden? Seither erstellt GiveWell jährlich eine Rangliste mit den «effektivsten» Organisationen, für die man über die Plattform auch gleich spenden kann. Darunter sind fast ausschliesslich amerikanische und englische Organisationen, die in drei Bereichen tätig sind: Entwurmung, Malaria und Vitamin-A-Mangel. Heute beschäftigt das Unternehmen mit Sitz in San Francisco über 40 Mitarbeitende, wovon viele zuvor bei Consulting- oder grossen Tech-Firmen im Silicon Valley gearbeitet haben. Laut eigenen Angaben hat das Unternehmen bislang 500 Millionen Dollar Spenden von 50 000 Donatoren an «effektive» Hilfsorganisationen vermittelt.

Carte blanche

FRAUEN UND FILME – DAS PASST

Als ich meinen Eltern – beide sind Intellektuelle – erzählte, dass ich Regisseurin werden wollte, wussten sie nicht so recht, was dieser Beruf beinhalten würde. Sie erinnerten sich an verschiedene berühmte Regisseure aus unserem Teil der Welt und fragten mich, ob das ein geeigneter Job für eine Frau sei. Ihre Frage war keineswegs überraschend, denn zu dieser Zeit gab es keine Regisseurinnen. Nur bekannte Regisseure – einige mehr, andere weniger charismatisch, die meisten dominant und in mittlerem Alter. Der ideale Regisseur aus dem Balkan war in der Lage, mehrere Mitglieder seines Filmteams bereits am ersten Drehtag

zu entlassen, um seine Autorität zu demonstrieren. In Film- und Theaterkreisen kursierten legendäre Geschichten von Regisseuren, die Storyboards auf den Boden warfen, wenn die Dinge am Set nicht so liefen, wie sie sollten oder sich als Tyrannen aufspielten und die Schauspielerinnen verfluchten, wenn sie nicht genauso spielten, wie sie es wollten. Regisseure galten als unantastbare, allwissende, überlegene Wesen, die Kontrolle über andere ausübten.

Kurz nach Studienbeginn merkte ich, dass ich nicht willens war, dieses fixe Bild zu akzeptieren. Bevor der Krieg in den 1990er Jahren im ehemaligen Jugoslawien ausbrach, gab es in Bosnien-Herzegowina nur eine einzige Regisseurin, die Spielfilme drehte: Vesna Ljubic. Ihre Filme waren wichtig und gut, dennoch erhielt sie nie die gleiche Anerkennung und den gleichen Ruhm wie ihre Berufskollegen. Kurz vor dem Bosnien-Krieg von 1992 bis 1995 eröffnete die Akademie der Darstellenden Künste in Sarajevo eine neue Filmabteilung. Damit stand diese Ausbildung erstmals auch interessierten Frauen offen. Der Unterricht wurde während der Belagerung von Sarajevo fortgeführt. Immer mehr Frauen schrieben sich für Regie und Schauspiel ein und das nationale Kino in Bosnien-Herzegowina veränderte sein Gesicht: Zum ersten Mal tauchten Frauen als erfolgreiche Regisseurinnen, Produzentinnen oder Drehbuchautorinnen auf.

Unsere frühen Filme waren sehr erfolgreich, sie wurden an den grossen Filmfestivals wie Cannes und Berlin gezeigt und erhielten zahlreiche Preise. Dadurch entwickelte sich eine neue Vorstellung, was ein guter Regisseur oder eine gute Regisseurin ist und wer diesen Beruf ausüben kann.

Zu Beginn fanden es sogar die Mitglieder unserer Filmteams seltsam, von einer Frau «herumkommandiert» zu werden, deshalb wandten sie sich für Anweisungen oft an den Assistenten. Doch mit der Zeit änderte sich das. Aus den archetypischen Frauenfiguren unseres männlich dominierten Vorkriegskinos wurden komplexe Heldinnen mit weiblichen Standpunkten. Die frühen Filme von Frauen und über Frauen führten uns zu einer Fülle unerzählter frauenzentrierter Geschichten und ermutigten eine neue Generation von Frauen, ein Filmstudium aufzunehmen. Dieser Trend breitete sich von Bosnien-Herzegowina auf die Nachbarländer aus. Heute gibt es an der Filmakademie in Sarajevo sogar eine reine Frauenklasse. Auch bei unseren wichtigsten aufstrebenden Filmautoren und Filmautorinnen, die im Ausland leben und arbeiten, dominieren inzwischen die Frauen.

Verändert hat sich auch die Atmosphäre auf den Filmsets. Die Männer sind nicht mehr tonangebend, unsere jungen Kollegen haben den balkanischen «Macho-Stil» abgelegt, und Regisseurinnen sind genauso vertreten wie Regisseure. Manche Leute finden mittlerweile sogar, dass unsere Filmindustrie von Frauen dominiert wird. Frauen wählen die Filme für Festivals aus, es gibt Professorinnen für Film- und Theaterkunst, Drehbuchautorinnen und Produzentinnen, Kostüm- und Bühnenbildnerinnen, Filmredakteurinnen, Kamerafrauen und Präsidentinnen von Filmverbänden. Der Weg war steinig, aber ich bin glücklich und stolz, zur ersten Nachkriegsgeneration von Regisseurinnen zu gehören, die die Rahmenbedingungen unseres Berufs und des nationalen Kinos von Bosnien-Herzegowina für immer verändert haben. ■



AIDA BEGIĆ wurde 1976 in Sarajevo geboren. Ihr Erstlingsfilm «Snijeg» (Schnee) gewann 2008 am Filmfestival in Cannes den Grossen Preis der Jury. Ein Jahr später gründete sie die unabhängige Produktionsfirma Film House. Ihr zweiter Film «Djeca» wurde 2012 am Cannes-Festival in der Sparte «Un Certain Regard» gezeigt und von der Jury mit einem Sonderpreis ausgezeichnet. Für den Kurzfilm «Album», der Teil des Dokumentarfilms «Bridges of Sarajevo» ist, schrieb sie das Drehbuch und führte Regie. Aida Begić ist Professorin an der Academy of Performing Arts Sarajevo. Ihr dritter Film «Never leave me» über syrische Waisenkinder wurde auf verschiedenen Festivals weltweit gezeigt und ausgezeichnet. Derzeit arbeitet sie an ihrem vierten Film «A Ballad».

EIN LASTWAGEN GEGEN KINDEREHEN

Ein Lastwagen, der sich in eine Theaterbühne verwandeln lässt, fährt durch die abgelegenen Dörfer Marokkos. Er bringt die Schauspielkunst unter die Leute und sensibilisiert sie für die Gefahren von Kinderehen.

Text: Zélie Schaller

Amal ist ein ebenso verträumtes wie talentiertes und optimistisches marokkanisches Mädchen. Sie geht gerne zur Schule, möchte eine Ausbildung machen, doch ihr Vater hegt andere Pläne:

Er hat sie einem Mann versprochen. Die Jugendliche ist aufgewühlt und leidet an Albträumen. Kann sie ihre Ängste überwinden? Findet sie den Weg aus dem Dunkel ins Licht?

Amal (auf Arabisch «Mut») ist die Hauptdarstellerin im Stück «Die Mauer». Die von der DEZA unterstützte Produktion der Truppe «Theater für alle» wird in einem Lastwagentheater mit dem Namen



«Aji Tfarej» (Komm schauen) gespielt. Vergangenen Winter war die Truppe in Marokko unterwegs und gab über 40 Vorstellungen.

Das Stück eignet sich für jegliches Publikum und hat zwei Botschaften. Die erste: «Ein Kind zu verheiraten heisst, ihm seine Kindheit zu stehlen», sagt Hamza Boulaiz, Direktor des «Theaters für alle». Die zweite: «Alle Kinder müssen zur Schule gehen können und ihren eigenen Weg wählen können.»

Ein Lastwagen wird zur Bühne: Eine Theatergruppe durchquert Marokko und macht mit ihren Stücken auf die negativen Auswirkungen von Kinderehen aufmerksam.

© Mohamed Alouane

Kein Entkommen aus Negativspirale

Auf der Bühne symbolisiert eine Mauer all das, was Amal daran hindert, selbst zu entscheiden. Das Stück zeigt die schwerwiegenden Konsequenzen von Frühehen für Minderjährige und ihre Gemeinschaft. Das Risiko ist zunächst gesundheitlicher Art: Komplikationen während Schwangerschaft und Geburt gehören zu den häufigsten Todesursachen bei den 15- bis 19-Jährigen. Die Mädchen-Gattinnen entwickeln überdies häufiger eine Depression; oft begleitet von Isolation, häuslicher Gewalt und sexuellem Missbrauch.

Kommt hinzu, dass frühe Heirat zu grösserer Armut führt. Sind die Mädchen erst einmal verheiratet, gelten sie als erwachsen und müssen Hausarbeit und

Kindererziehung übernehmen. Die jungen Mütter sind gezwungen, die Schule aufzugeben. Ohne Ausbildung finden sie allerdings kaum eine Stelle und können ihre Familie nicht unterstützen. Aus dieser Negativspirale ist kaum ein Entkommen. Das für die Entwicklung der Gemeinschaft verlorene Potenzial ist hoch.

Viel zu viele Ausnahmen

In Marokko steigt die Anzahl an Frühehen. Laut Amina Bouayach, Präsidentin des nationalen Rats für Menschenrechte, wurden 2018 mehr als 40 000 Minderjährige verheiratet. Die Situation dürfte weit alarmierender sein, erfasst die Statistik doch bloss die legalen Heiraten. Die informell, oft von im Ausland lebenden Männern und gewissenlosen Vätern «vertraglich» geschlossenen Ehen tauchen in den offiziellen Angaben gar nicht erst auf.

Seit 2004 ist diese Praxis, die städtische und ländliche Gebiete gleichermaßen betrifft, im Prinzip verboten. Damals wurde das marokkanische Familienrecht «Moudawana» überarbeitet, um die Stellung der Frauen zu verbessern. Die Ehemündigkeit wurde von 15 auf 18 Jahre verlegt, wobei die Moudawana für Sonderfälle Ausnahmen vorsieht.

Auf Antrag der Eltern kann ein Gericht die Vermählung unter 18-Jähriger zulassen. Sein Entscheid ist unwiderruflich und nicht anfechtbar. Rund 25 000 Ausnahmen wurden 2018 bewilligt, was zu einem Anstieg der Frühehen geführt hat; in allen Fällen ging es um Mädchen. Feministische Organisationen fordern die Aufhebung dieser Ausnahmeregelung. Die Behörden sind sich des Problems bewusst und haben eine Studie in Auftrag gegeben.

Unterdessen sensibilisiert die Truppe «Theater für alle» Eltern und Gesellschaft mit ihrem Stück, in dem vier junge Profischauspieler auftreten: In der 38 Quadratmeter grossen schwarzen Kiste des Theaterlastwagens entfaltet dieses einen unwiderstehlichen





Amal ist die Hauptdarstellerin im Stück «Die Mauer» – sie träumt davon zu studieren, doch ihr Vater will sie stattdessen verheiraten. Parallel zum Theaterstück werden für die Kinder Workshops durchgeführt.

© Mohamed Alouane (3)



Sog. «Die Emotionen sind stärker als in einem grossen Theater», unterstreicht Hamza Boulaiz. «Freude, Traurigkeit und Empathie erfassen nacheinander das Publikum.»

Debatten anstossen

Vor den Vorstellungen werden in marokkanischem Arabisch und in der Berbersprache Einführungen in die Theaterarbeit angeboten. Die Aktivitäten finden draussen statt – in einer Schule oder einem Jugendtreff. Die Kinder und Jugendlichen lernen, die Bühne mit ihrem Körper und ihrer Stimme zu bespielen und werden gar dazu animiert zu improvisieren. «Oft ist es das erste Mal, dass sie an einem solchen Workshop teilnehmen und eine Aufführung sehen», sagt Hamza Boulaiz.



Dank dem zur mobilen Theaterbühne umfunktionierten Lastwagen lassen sich auch in abgelegenen Gegenden Debatten über Themen anstossen wie Kinderheirat, Geschlechterbeziehungen, Minderheiten, Diskriminierungen und Extremismus. Er bringt die Theaterwelt und die freie Meinungsäusserung zu allen Bevölkerungsteilen. Die 2010 gegründete Truppe «Theater für alle» prangert das Verweigern von Rechten im Namen von Religion, Politik und Tradition an und will eine kulturelle Bewegung anregen, die die marokkanischen Bürgerinnen und Bürger mit einschliesst. ■



© trigon-film

SYRIEN VON INNEN

(wr) Es gibt nicht viele Filme, die eine derart intensive Innenansicht des Lebens in einer umkämpften Stadt – sei es Aleppo oder sei es Idlib – bieten, wie es «For Sama» vorführt. Die Regisseurin Waad al-Kateab schreibt ihrer Tochter Sama und uns einen filmischen Brief und hält darin das oft Unfassbare fest. Das Besondere an «For Sama» ist, dass er den Alltag zeigt, den ganz gewöhnlichen, die Schmerzen aber auch die kleinen Freuden. Hamza, Waads Mann und der Vater von Sama, ist einer der letzten Ärzte, die ausharren und ihr Bestes geben. «In welches Leben habe ich dich gebracht?», fragt die Filmemacherin ihre kleine Tochter im Off. Sie blendet zurück zu den freudigeren Bildern aus der Zeit, in der Studierende gegen die Diktatur von El-Assad protestierten. Die junge Waad gehörte zu ihnen und hörte nicht auf, das zu filmen und die Kamera auf den Schrecken und den Mut zu halten. Notwendige, unvergessliche Bilder. Das einzigartige Zeitdokument wurde in Cannes als bester Dokumentarfilm ausgezeichnet und für einen Oscar nominiert. «For Sama» von Waad al-Kateab und Edward Watts, Syrien. Als DVD in der edition trigon film www.trigonfilm.ch oder zum Streamen auf www.filmingo.ch

MUSIK

BUNTE VITALITÄT



(er) Acht haitianische Musikbesessene unterschiedlichster Alters und stilistischer Ausrichtung haben sich 2010 nach der Erdbebenkatastrophe zusammengetan. Sie wollten die heimische, seit Jahrhunderten von Klängen und

Rhythmen aus drei Kontinenten geprägte Musikszene aufleben lassen. Erfolgreich geschah das bereits mit ihrer Debüt-CD. Ihr zweites Album soll die feurige Liaison von haitianischem Voodoo mit karnevalesker Lebensfreude in New Orleans betonen. Diese Beziehung entwickelte sich ab 1800 durch Flüchtlinge, die den Wirren des haitianischen Sklavenaufstands gegen die französischen Kolonialherren nach Louisiana entflohen. In ihrem Vorhaben wurde die Combo von bekannten Gästen, u.a. vom Posaunisten Trombone Shorty, von der Sängerin oder der Cellistin Leyla McCalla unterstützt. Das Resultat ist eine hörenswerte Melange aus karibischem Kompa über New Orleans-Piano- und -Jazz-Sounds bis hin zu Gospel, Soul, Cajun und kreolischen Stimmen – eine hinreissend bunte Vitalität! *Lakou Mizik: «HaitiaNola» (Cumbancha/Exil/IndigoAnalog)*

WUNDERBARER GUSS



(er) Sie liegen Tausende von Kilometern auseinander: die russische Republik Burjatien an der Grenze zur Mongolei und Litauen. Aus Nordostasien kommen zwei Mitglieder der Gruppe Udu («Wasser» in Sanskrit), die beiden anderen aus Nordosteuropa. Und so finden sich eine rau-tiefe, dann wieder fast pfeifend hohe Männer-Kehlkopf- und eine glasklare Frauen-Stimme. Begleitet werden sie von Harmonien der mongolischen Pferdekopfgaige, von Violine, Mandoline und Gitarre. Weiter sind lang anhaltende Tonspuren der Shrutibox – ein indisches Blasbalg-Instrument – und sachte Perkussionsrhythmen zu hören. Es entstehen Klangbilder, die an die einsamen Weiten der Steppen erinnern und zugleich in baltischer Spiritualität aus heidnischer Zeit wurzeln. Da fließt in die Melodie eines burjatischen Hochzeitslieds die weibliche Sutartiné-Polyphonie-Tradition ein, vorgetragen in Litauisch, einer der ältesten Sprachen der Erde. Spürbar dabei bleibt der Respekt vor der Natur. Und alles klingt wie aus einem wunderbaren Guss.

Udu: «Udu – Buryatia/Lithuania» (Cpl Music/Broken Silence)

EINZIGARTIGES GEBET

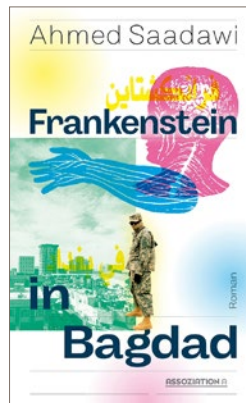


(er) Mit melodiosen, bisweilen schrammenden Gitarrenriffs, hell orgelnden Keyboardakkorden und trockenen federnden Drumbeats kreieren drei Musiker einen feinen Sound, leicht rockig und mit Anklängen an somalischen und äthiopischen Folk. Und es entfaltet sich eine bemerkenswert

ausdrucksstarke Frauenstimme, die auch mal trillernd in die Höhe schwirrt. Sie gehört Sahra Halgan aus dem ostafrikanischen Somaliland, einer autonomen Region im Norden von Somalia. Diese fordert seit 1991 die Anerkennung als unabhängiger Staat. Wegen des Bürgerkriegs emigrierte die Sängerin nach Frankreich, kehrte aber vor einigen Jahren in ihre Heimat zurück, wo sie als Musik-Ikone für die somalische Kultur und gegen die religiöse Frauendiskriminierung kämpft. Mit eindringlichen Liedern, vorgetragen in ihrer Muttersprache Somali, fordert die 50-Jährige Gleichheit für alle Bevölkerungsgruppen; sie dankt Allah für das Wohl aller ihrer Brüder und Schwestern; und sie besingt die Liebe – ihr zweites Album ist ein einzigartiges musikalisches Gebet. *Sahra Halgan: «Waa Dardaaran» (Buda Records)*

BÜCHER

SCHULD UND UNSCHULD IN BAGDAD



(bf) Ahmed Saadawi wurde 1973 in Bagdad geboren, wo er auch heute als Schriftsteller, Drehbuchautor und Dokumentarfilmer lebt. Sein Roman «Frankenstein in Bagdad» spielt im Stadtteil Batawin, wo zwei Jahre nach der US-amerikanisch geführten Intervention und dem Sturz Saddam Husseins der Bürgerkrieg eskaliert, die Milizen sich erbitterte Kämpfe liefern, Selbstmordattentate die Stadt erschüttern. Saadawis moderne Adaption und Politisierung des Frankenstein-Stoffes ist die Parabel über einen Gesellschaftszustand, in dem eskalierende Gewalt ständig neue Gewalt gebiert und die Grenzen zwischen schuldig und unschuldig verschwimmen. Einzig eine alte Frau vermag sich dieser Spirale zu entziehen, und entwirft kurz vor ihrem Gang ins Exil das Bild eines möglichen Ausgangs. Der Roman wurde u.a. mit dem International Prize for Arabic Fiction ausgezeichnet und in zahlreiche Sprachen übersetzt. *«Frankenstein in Bagdad» von Ahmed Saadawi, Verlag Assoziation A., 2019*

EINDRINGLICHER APPELL



(bf) Der Genfer Jean Ziegler ist unter anderem Soziologe, langjähriger Nationalrat, Globalisierungskritiker, Sachbuch- und Romanautor, Ex-UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung und Mitglied des Beratenden Ausschusses des UN-Menschenrechtsrats. Immer wieder hat er mit seinen Publikationen erbitterte Kontroversen ausgelöst – sei dies mit «Die Schweiz wäscht weisser» (1990) über «Ändere die Welt» (2015) bis hin zu «Was ist so schlimm am Kapitalismus» (2019). Sein neuestes Buch heisst «Die Schande Europas». Ziegler beschreibt darin seinen Aufenthalt im Mai 2019 im EU-Flüchtlingslager Moria auf Lesbos. Anhand vieler, oft erschütternder Einzelfälle schildert er eingehend seine Begegnungen mit Flüchtlingen, die von ihrem Leidensweg berichten, mit den engagierten Vertretern verschiedener Hilfsorganisationen und Menschenrechtsaktivisten, mit Anwälten und Offiziellen. Sein Buch ist ein eindringlicher Appell an die zuständigen Politiker in Brüssel und an die Zivilgesellschaft, der Praxis der Zurückweisung und der unmenschlichen Realität der Hotspots ein Ende zu setzen – denn sie sind die Schande Europas. *«Die Schande Europas» von Jean Ziegler, C. Bertelsmann Verlag 2020*

ZEITGENÖSSISCHE AFRIKANISCHE FOTOGRAFIE



(bf) Der Fotoband «The Journey» versammelt 17 herausragende Positionen zeitgenössischer afrikanischer Fotogra-

fie. Die vielfältigen Praktiken der jungen Fotografen und Fotografinnen aus Äthiopien, der Demokratischen Republik Kongo, Elfenbeinküste, Ghana, Kenia, Mosambik, Nigeria, Südafrika und dem Sudan verkörpern den Elan, die Begeisterung und die Möglichkeiten der Fotografie im heutigen Afrika. Rund zwei Drittel des Bildbands bilden die Portfolios der Fotokünstler, welche gemeinsam eine Photographers' Masterclass von 2008 bis 2018 des Kurators Simon Njami absolviert haben. Den anderen Teil füllen 13 Aufsätze zur afrikanischen Fotografie. So vielfältig wie die fotografischen Ansätze und Positionen setzt sich auch jeder Aufsatz mit einem anderen Leitmotiv und einer unterschiedlichen Perspektive auseinander, welche für das Denken über die Fotografie Afrikas relevant sind. *«The Journey – New Positions in African Photography» von Simon Njami und Sean O'Toole (Hrsg.), Kerber Verlag 2020*

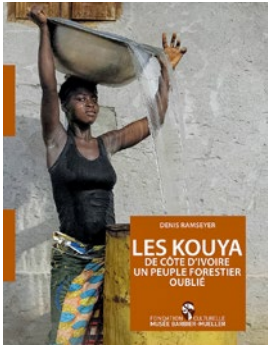
WESTAFRIKANISCHES KINO



(zs) Burkina Faso besitzt eine der reichsten Filmkulturen Afrikas. Die Hauptstadt Ouagadougou gilt als Zentrum des afrikanischen Filmschaffens und beherbergt seit 1969 alle zwei Jahre das panafrikanische Film- und Fernsehfestival FESPACO. Senegal wiederum hat dank Regisseuren wie der Dokumentarfilmerin und Ethnologin Safi Faye international Beachtung gefunden. Mit ihrer vergleichenden Monografie zu diesen beiden unterschiedlichen, aber sich ergänzenden Traditionen porträtiert Mame Rokhaya Ndoye das Filmschaffen im französischsprachigen Westafrika. Obwohl die Filmproduktion mit beträchtlichen Schwierigkeiten kämpft – es fehlt an finanziellen und technischen Ressourcen sowie an Distributionskanälen – ist sie vielfältig und kreativ. Die Autorin lotet Randbedingungen, Praxis, Herausforderungen und neue Technologien aus, mit denen die Regisseure konfrontiert sind, sowie die Strategien und Lösungen zur Entfaltung ihrer Leidenschaft. Eine inte-

ressante Betrachtung für alle Cinephilen über den Wandel einer ganzen Branche. *«Le cinéma ouest-africain francophone. Et pourtant ils tournent!»* von Mame Rokhaya Ndoye; Verlag L'Harmattan, Paris, 2019

ERZWUNGENE ENTWICKLUNG



(zs) Kaum bekannt, gehören die Kuya zu einer der kleinsten Ethnien der Elfenbeinküste. 28 000 Menschen gehören diesem Volk an, deren Sprache vom Aussterben bedroht ist. Entwaldung, Klimaerwärmung, das Auftauchen christlicher Missionare sowie Konflikte in den Jahren 2002/2003 und 2010/2011 haben ihre Lebensweise tiefgreifend verändert. Das reich illustrierte, dank der Kulturstiftung des Genfer Musée Barbier-Mueller veröffentlichte Werk erzählt aufschluss- und detailreich vom Wandel dieser Waldgesellschaft innert dreier Generationen. Der Ethnoarchäologe Denis Ramseyer hat dafür vor Ort zahlreiche Studien durchgeführt und Fotoreportagen über die Kuya veröffentlicht. *«Les Kouya de Côte d'Ivoire: un peuple forestier oublié»* von Denis Ramseyer; Éditions Ides et Calendes, Lausanne, 2019

AUSSTELLUNG

ALGERISCHE FOTOGRAFIE



(bf) Algerien verfügt über eine dynamische Fotografieszene, die jedoch im Ausland – jenseits der aktuellen Bilder, die mit politischen Ereignissen verbunden sind – wenig verbreitet ist. Viele der bekanntesten Bilder des Landes sind zudem mit seiner gewalttätigen kolonialen Vergangenheit verbunden und stammen von westlichen Fotografen. Die Ausstellung «Algérie

contemporaine» im Bieler Photoforum Pasquart zeigt nun einen ebenso aktuellen wie spannungsvollen Überblick über die zeitgenössische algerische Fotografie, ihren Reichtum und ihre Vielfalt. Alle Bilder stammen von Fotografinnen und Fotografen, die entweder in Algerien selber leben oder – um auch diejenigen von der Diaspora miteinzubeziehen – von dort stammen. Die Ausstellung wird durch eine historische Recherche der algerischen Fotografie der Nachkriegsperiode ergänzt. *«Algérie contemporaine»* im Photoforum Pasquart in Biel; 5. Juli bis 6. September

VERSCHIEDENES

EDA-SPEZIALISTEN KOMMEN ZU IHNEN

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Informationen: Vortragservice, Information EDA, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 058 462 31 53, Mail: vortragsservice@eda.admin.ch

FERNSUCHT



«Ich will fröhliche Gesichter zeigen»

Die Lausanner Filmemacherin aMina* Djahine stammt aus einer algerischen Familie. Teile ihres jüngsten Films, der diesen Sommer in den Kinos gezeigt wird, wurden in den Demonstrationen von Algier gedreht.

Algerien wird von einer nie da gewesenen Protestwelle erfasst. Ich filme die Hoffnungen und Farben auf der Strasse, um zu zeigen, wie sehr die Algerier ihr Land lieben. Sie fordern einen Regimewechsel und demonstrieren friedlich, in ausgelassener Stimmung, immer am Freitag. Die Leute haben ein unbändiges Bedürfnis, zu singen, zu tanzen, zu leben. Schön und ergreifend nach all den Jahren der Repression! Ich will die fröhlichen Gesichter zeigen, die rein politische Analyse interessiert mich nicht. Der libanesische Theaterautor Wajdi Mouawad versteht es, Geschichten und Geschichte zu verbinden. In seinem Stück «Seuls» ist der Protagonist eine Nacht lang in ein Museum eingeschlossen, wo er sich mit seinem Vater und dem Jenseits unterhält. In der Konfrontation mit den Geistern der Vergangenheit entdeckt er, was der Krieg aus ihm gemacht hat. Umwerfend!

* Das grosse M steht «zu Ehren an verschwundene, mir liebe Menschen».

(Aufgezeichnet von Zélie Schaller)

IMPRESSUM

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Patricia Danzi (verantwortlich)
Georg Farago (Gesamtkoordination)
Nathalie Carter, Beat Felber, Isabelle Kaufmann, Marie-Noëlle Paccolat, Özgür Ünal

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)
Luca Beti (lb), Zélie Schaller (zs),
Samuel Schläefli (sch),
Christian Zeier (cz)

Gestaltung, Lithografie und Druck

Stämpfli AG, Bern

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: Information EDA, Bundeshaus West, 3003 Bern

E-Mail: deza@eda.admin.ch
Tel. 058 462 44 12, Fax 058 464 90 47
Internet: www.deza.admin.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier und versendet ohne Verpackungsfolie.

Gesamtauflage: 47 400

Titelseite: Ein Palästinenserjunge vor einem Verbotsschild für den Gebrauch von Waffen am Eingang seiner Schule in einem Flüchtlingslager im Gazastreifen.
© Xinhua/eyevine/laif

ISSN 1661-1667

«Wir müssen lernen, über unsere Ängste
zu reden - nur so kann dieses Land je wieder
zur Normalität finden.»

Rowda Olad, Seite 9

«Die Männer sind nicht mehr tonangebend,
unsere jungen Kollegen haben den balkanischen
«Macho-Stil» abgelegt, und Regisseurinnen
sind genauso vertreten wie Regisseure.»

Aida Begić, Seite 37

«Ein Kind zu verheiraten, heisst, ihm
seine Kindheit zu stehlen.»

Hamza Boulaiz, Seite 39
